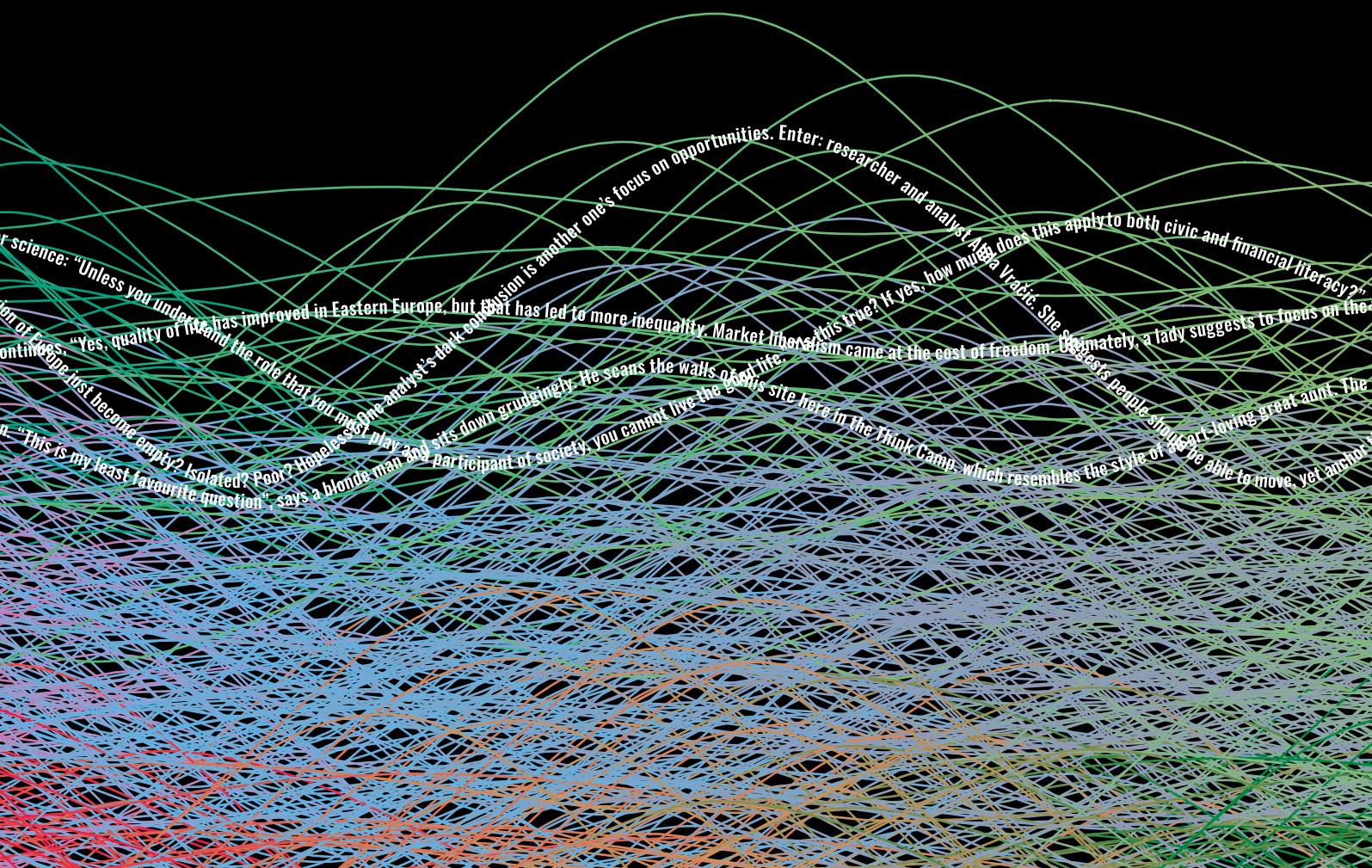




The ERSTE Foundation Tipping Point Talks 2019

Identity | Normativity



IMPRESSUM

The Tipping Point Talks sind der Beitrag der ERSTE Stiftung zum 200. Jubiläumsjahr der Sparkassenidee in Österreich, kuratiert und realisiert von Verena Ringler.

Projektleitung: Verena Ringler, Marianne Schlägl

Redaktion: Verena Ringler

Strategische Medienberatung: Thomas Goiser

Grafisches Design: Katrin Pfleger

Bildnachweise: U2 © Marcel Billaudet; Foto S. 2 © Marcel Billaudet; Alexander Van der Bellen S. 4 © Jork Weismann; Boris Marte S. 6 © Peter Mayr; Francis Fukuyama S. 10, 17, 18, 27 © Marcel Billaudet; Foto S. 15, 20, 24 © Marcel Billaudet; Wolf Lotter S. 29, 36, 86 © Sarah E. Paulus; Foto. S. 40 © Bernhard J. Holzner/APA-PictureDesk; Foto. S. 45 © Wolfgang Kumm/dpa/picturedesk; Foto S. 48, 50/51, 52/53, 54/55, 56/57, 58/59, 60/61, 62/63, 64/65, 66/67, 68/69 © Marcel Billaudet; Foto S. 70, 71, 101 © ERSTE Stiftung - Katharina Fröschl-Roßboth; Verena Ringler S. 73 © Peter Mayr; Foto S. 75 © Marcel Billaudet; Foto S. 81, 88, 92 © ERSTE Stiftung/APA-Fotoservice/Tanzer; Boris Marte S. 84 © Wiener Festwochen - Franziska Kreis; Foto S. 102 © Boris Marte; Foto U3 © ERSTE Stiftung/APA-Fotoservice/Tanzer

Wir danken den Think-Camp-Dokumentaristinnen und -Dokumentaristen Laura Anninger, Marija Barisic, Büsra Demirkalp, Laura Fischer, Andreas Grassl, Lisa Kreutzer, Katharina Kropshofer, Clara Porak, Johannes Pucher, Benjamin Tendler, Dimitri Trauttmansdorff.

Weiters danken wir Marcel Billaudet, Ursula Dechant, Miroslava Holečková, Martin Hötzeneder, Julia Juen, Emilie Kleinsig, Ingrid Kurz, Maribel Königer, Rolf Mistelbacher, Theresa Musiol, Manuel Oberlader, Barbora Orlíková, Gerald Radinger, Ivo Reinprecht, Kathrin Rhomberg, Simona Rhomberg, Susanne Schaller, Ludwig Schedl, Laura Scheifinger, Claudia Spitz, Nicole Traxler, Victoria Pirker und Elias Wyschata.

Druck: Wograndl Druck GmbH

Übersetzung: Communicate for you, Nicolas Hartstone, Frank Lachmann

Korrektorat: Communicate for you

Veröffentlicht von: ERSTE Stiftung, Am Belvedere 1, A-1100 Wien
office@ertestiftung.org | www.ertestiftung.org

© 2019 die Autoren, Fotografen, ERSTE Stiftung

Alle Rechte vorbehalten, einschließlich des Rechts auf Vervielfältigung im Ganzen oder in Teilen in jeglicher Form.





THE TIPPING POINT TALKS 2019

1: IDENTITY 2: NORMATIVITY

Curator | Kuratorin: Verena Ringler



APA



OUR MOST IMPORTANT QUESTIONS

POLITICALLY INCORRECT QUESTIONS

Why are we so negative on the young, given their campus/uni politics?

Is there at all democracy? Perhaps we

should have to give up our

EU

and the BREXIT



capital

OU

Inhalt

- 4 Alexander Van der Bellen: Ein starkes Europa
- 5 *A strong Europe*
- 6 Boris Marte: Die Verantwortung für den Anderen. Europäische Identität und Normativität sind zwei Seiten einer Medaille
- 8 *The responsibility for the Other. European identity and normativity are two sides of the same coin*

IDENTITÄT / IDENTITY

- 11 Francis Fukuyama: Die neue Identitätspolitik. Der Populismus der Rechten und das Bedürfnis nach Würde
- 21 *The new identity politics. Right-wing populism and the demand for dignity*
- 28 Wolf Lotter zum Thema Identität: Persönlichkeiten
- 34 *On identity: Personalities*
- 39 Stephanie Liechtenstein: 30 Jahre nach '89: Liberale Demokratien in Gefahr
- 44 *30 years after '89: liberal democracy in danger*
- 49 Katharina Kropshofer: Think Camp Europe

NORMATIVITÄT / NORMATIVITY

- 72 Verena Ringler: Der klare Blick auf unsere Zukunft in Europa
- 74 *Clarity of vision: our European future*
- 76 Wolf Lotter zum Thema Normativität. Die Spielregeln der Freiheit
- 82 *On normativity. The rules of the freedom game*
- 89 Timothy Snyder: Eine Rede an Europa, 9. Mai 2019
- 103 *A Speech to Europe, 9 May 2019*

Ein starkes Europa

Der Weg zur Weltpolitikfähigkeit



ALEXANDER VAN DER BELLEN

Bundespräsident der Republik Österreich

Vor dreißig Jahren teilte ein Eiserner Vorhang unseren Kontinent in West- und Osteuropa. Für viele, insbesondere junge Menschen, ist diese Tatsache, dass wir von unseren östlichen Nachbarn jahrzehntelang durch einen Stacheldraht getrennt waren, nicht mehr als eine vage Erinnerung. Die Auswirkungen der damaligen Teilung Europas jedoch sind bis heute spürbar: Dem Fall des Eisernen Vorhangs folgten der Kollaps der Sowjetunion, der Zerfall des ehemaligen Jugoslawiens und die Balkankriege der 90er Jahre. Manche der im Zuge dieser Umbrüche aufgebrochenen Konflikte werden erst heute beigelegt (Anm.: Nord-Mazedonien) oder harren noch immer einer Lösung.

Andererseits aber haben die Staaten Mittel-, Ost- und Südosteuropas seither Gewaltiges erreicht. Viele von ihnen, darunter ehemalige Staaten der Sowjetunion, sind heute Mitgliedstaaten der Europäischen Union – manche von ihnen seit mittlerweile 15 Jahren. Sie sind ein fester Bestandteil unseres gemeinsamen Hauses Europa. Sie – und ihre Bürgerinnen und Bürger – haben sich ihren Platz in der Europäischen Union mit ihrem Freiheitswillen und mit viel Engagement erkämpft. So wurde die EU zu dem gemacht,

was sie heute ist: ein einzigartiges Friedens- und Erfolgsprojekt.

All das ist nicht selbstverständlich und muss immer wieder neu errungen werden. Ein Zurück zur Zwerghaftigkeit – und im Weltmaßstab sind nahezu alle EU-Staaten Zwerge – sollte es jedenfalls nicht geben. Ich halte es vielmehr mit dem

früheren Kommissionspräsidenten Jean-Claude Juncker: Die EU muss weltpolitikfähig werden. Wir brauchen eine starke Europäische Union, die nach innen die Grundrechte ihrer Bürgerinnen und Bürger schützt und nach außen, auf internationaler Ebene, die Interessen der Union und ihrer Mitgliedstaaten gemeinsam mit Gewicht und Nachdruck vertritt.

A strong Europe

Towards shaping world politics

Thirty years ago, the Iron Curtain divided our continent into Western and Eastern Europe. To many, especially the young, the fact that barbed wire kept us apart from our neighbours in the East for decades is but a faint memory. Yet the repercussions of this past division of Europe can be felt to this day. The fall of the Iron Curtain was followed by the dissolution of the Soviet Union, the disintegration of what was once Yugoslavia and the Balkan Wars in the 1990s. Some of the conflicts that erupted in the course of these upheavals are just now being settled (note: North Macedonia) or are yet to be resolved.

At the same time, the countries in Central, Eastern and South Eastern Europe have achieved great things since then. Many of these countries, among them post-Soviet states, are member states of the European Union today – some of them have been for as long as 15 years.

They are an integral part of our shared house of Europe. These countries – and their citizens – have fought for their place in the European Union with great commitment, yearning to be free. This has made the EU what it is today: an unparalleled and without a doubt successful peace project.

All of this we should not take for granted but defend unwaveringly. A return to closed-up, tiny states – and on a global scale, almost all EU member states are tiny – should be prevented in any case. I agree with former European Commission President Jean-Claude Juncker, who has called for an EU that is capable of shaping world politics. We need a strong European Union that, on the inside, protects the fundamental rights of its citizens and, on the outside, jointly represents its interests and the interests of its member states on an international level with perseverance and conviction.

Die Verantwortung für den Anderen

Europäische Identität und Normativität sind
zwei Seiten einer Medaille



BORIS MARTE

Stellvertretender Vorstandsvorsitzender,
ERSTE Stiftung
Deputy Chairman of the Board, ERSTE Foundation

Was bedeuten die Geschehnisse, die sich zwischen 1989 und 1991 ereignet haben, für uns hier in Mittel- und Osteuropa? Darüber scheiden sich die Geister – noch immer und schon wieder. Was könnte spannender sein, als diese Frage mit Francis Fukuyama zu diskutieren? Für uns in der Region leiten sich die Fragen, die wir uns heute in Bezug auf „Identität“ stellen, unmittelbar vom Diskurs über das „Ende der Geschichte“ ab, der damals geführt wurde. Wer triumphiert in welcher Geschichte und – noch viel wichtiger – in welcher Geschichtsschreibung? Wer schafft, formt und definiert unsere soziopolitischen Identitäten?

Nachdem unser Erfolg als Finanzinstitut eng mit der Zukunft der mittel- und osteuropäischen Gesellschaften verbunden ist, müssen wir über diesen Zusammenhang nachdenken. Francis Fukuyamas Konzept des menschlichen Bedürfnisses nach Anerkennung hilft uns dabei, die Dimension der kollektiven Erfahrung abzuschätzen, die ein umfassender Wandel der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Verhäl-

nisse nach sich zieht. Wir als Erste Group sind uns der aktiven Rolle, die wir in dieser Hinsicht spielen, natürlich bewusst. Unser „Statement of Purpose“ greift deshalb so weit: Die Menschen, Gemeinschaften und Familien, die derart nach Anerkennung streben, sind auch unsere Kunden und Stakeholder.

Demgemäß ist auch unser neuer Campus in Wien mehr als nur das Hauptquartier eines der größten Finanzinstitute Europas. Wir haben ihn als ganzheitlichen Ort der Kreativität, des Wissens und der Ambition entworfen. Der Grund, warum wir auf diesen tief greifenden Zusammenhängen zwischen unserem Geschäftsmodell und den sich wandelnden sozialen Gegebenheiten beharren, ist in der Geschichte der Erste Group verankert, die vor 200 Jahren als soziales Unternehmen gegründet wurde. Inspiriert von der Geschichte unserer Organisation bleiben wir überzeugt davon, dass der Weg zu Wohlstand nur ermöglicht werden kann, wenn er mit dem Fundament einer offenen und freien Gesellschaft einhergeht.

Die Tipping Point Talks sind der zentrale Beitrag der ERSTE Stiftung zum 200. Geburtstag der Ersten Österreichischen Spar-Casse.

In diesem Rahmen laden wir große DenkerInnen, WissenschaftlerInnen und PionierInnen aus der ganzen Welt dazu ein, ihr Denken zu reflektieren und gegenseitig zu befruchten und sich dem dringenden Bedürfnis nach mehr Verantwortung zu öffnen – Verantwortung für Leis-

tungen, die uns so viel wert sind und die auch für unsere nächsten Schritte so immens wichtig sind. Schließlich begreifen wir, um an Malcolm Gladwells Schriften über Tipping Points zu erinnern, dass „die Welt um uns herum wie ein unbeweglicher, unerbittlicher Ort wirken mag. Das ist sie aber nicht. Ein winziger Schubs – an genau der richtigen Stelle – reicht, um alles umzuwerfen.“

In diesem Zusammenhang möchte ich auf den Philosophen Emmanuel Levinas verweisen, der 1906 im litauischen Kaunas geboren wurde und dessen Idee und formgebender Gedanke in Bezug auf das Nachkriegseuropa die „Verantwortung für den Anderen“ war. Levinas zufolge ist die Verantwortung für den Anderen untrennbar mit der Verantwortung für uns selbst verbunden. Die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs erschütterte Levinas' Vertrauen in den schützenden Staat und stärkte ihn in seiner Überzeugung, dass wir alle Verantwortung in unserem engsten sozialen Umfeld übernehmen müssten. Für Levinas kann Gewalt nur durch den unmittelbaren Kontakt mit anderen, nur durch Verantwortung in extremis, vermieden werden. Das Böse trete dann auf, wenn der Einzelne hinter der scheinbar schützenden Fassade der öffentlichen Institutionen verschwinde, denn „das Böse hat kein Gesicht“ (Levinas).

Dieses Denken schuf das normative Gerüst für das europäische Narrativ nach dem Zweiten

Weltkrieg. Die Vorstellung, dass der Andere eine wesentliche Rolle für unser Selbstverständnis spielt, prägte den gesamten Prozess der europäischen Integration und schloss das Individuum genauso ein wie das Kollektiv, das wir etwa als Nation formen. Aus diesem Grund ist auch jeder Angriff, der sich gegen die „Anderen“ richtet – ob es nun Ausländer, Flüchtlinge oder Juden sind – stets ein unmissverständlicher und heimtückischer Angriff auf die Idee von Europa schlechthin.

Doch wie sehr pflegen wir die normativen Grundlagen für dieses Narrativ heutzutage? Seien wir nicht naiv. Wir müssen uns jetzt zusammenschließen und uns gemeinsam unserer Verantwortung für die nachfolgenden Generationen bewusst werden. Wir müssen herausfinden, wie wir das, was uns am wichtigsten ist, verteidigen können und das, wonach wir streben, weiter vorantreiben können: ein vereintes, friedliches Europa, das in der Lage dazu ist, zukünftige Herausforderungen zu meistern.

The responsibility for the Other

‘European identity and normativity are two sides of the same coin,’ says Boris Marte

What do the events of 1989–91 mean to us in Central and Eastern Europe? The jury on that is out – still and again. What could be more exciting than discussing this with Francis Fukuyama? To us here in the region, today’s questions about ‘identity’ are derived directly from the discourse on the ‘end of history’ back then. Who prevails in which history and – more importantly – in which

historiography? Who creates, shapes or defines our socio-political identities?

Since our success as a financial institution is intertwined with the future of Central and Eastern European societies, reflecting on that context is important for us. Francis Fukuyama’s concept of the human desire

for recognition helps us to gauge the dimension of the collective experience that a profound transformation of economic, political and social relations entails. We understand that we have an active role in this as Erste Group. Hence, our statement of purpose is far-reaching: the people, communities and families caught in this struggle for recognition are also our clients and our stakeholders.

Fittingly, our new campus in Vienna is more than just the headquarters of one of Europe's biggest financial institutions: we devised it as a holistic place for creativity, knowledge and ambition. The reason we keep insisting on these deep correlations between our business proposition and changing social contexts is that Erste was created as a social enterprise 200 years ago. Inspired by our organisation's history, we remain convinced that creating access to prosperity is linked with the foundations of open and free societies.

The Tipping Point Talks are ERSTE Foundation's central contribution to the 200th anniversary celebrations of Erste Österreichische Spar-Casse. We welcome great thinkers, researchers and pioneers of action from around the globe to reflect on and cross-fertilise each other's thinking, yes, to embrace an urgent moment of responsibility. Responsibility for achievements we value so much and which are so important for our next actions.

After all, recalling author Malcolm Gladwell's work on tipping points, we fathom that 'the world around us may seem like an immovable, implacable place. It is not. With the slightest push – in just the right place – it can be tipped.'

In this situation, let me remind you of Emmanuel Levinas, the philosopher born in Kaunas, Lithuania, in 1906, whose crucial idea and indeed constitutional thought regarding post-war Europe was the 'responsibility for the Other'. According to Levinas, the responsibility for the Other cannot be separated from the responsibility for oneself. The experience of World War II broke Levinas's trust in the safeguarding state, fueling his conviction that everyone has to take responsibility within their closest social circle. To Levinas, only direct contact with others, only responsibility in extremis, can avoid violence. Evil emerges only when the individual blurs behind the seemingly securing façade of public institutions, because 'evil has no face' (Levinas).

This thinking has formed the normative backbone for the European narrative after World War II. The idea that the Other plays a substantial part in oneself has informed the whole process of European integration, encompassing the individual as well as the collective that we form e.g. as nations. This is why any attack on the Other – the foreigner, the refugee, the Jew – is always an unambiguous and insidious attack on the idea of Europe itself.

But how well do we tend to the normative foundations of this narrative nowadays? Let us not be naïve. Let us gather and focus on our responsibility for the next generations now. Let us find out what we can do to defend what we value most and to develop what we struggle for: a united, peaceful European Union that is in a position to cope with the challenges ahead.

Identity



Die neue Identitätspolitik

Der Populismus der Rechten und das Bedürfnis nach Würde

Was ist Identität? Das Wort Identität war bis in die 1950er Jahre kaum gebräuchlich. Der Psychologe Erik Erikson war der Erste, der diesen Ausdruck verwendete. Das Konzept ist jedoch bereits sehr alt. Wie ich in meinem aktuellen Buch darlege, geht der Begriff auf ein griechisches Wort zurück, das Platon in seinem Werk *Der Staat* verwendet hat: Thymos. Das ist der Teil der Seele, der nach Achtung und Anerkennung verlangt. Wir Menschen brauchen mehr als nur materielle Dinge wie Essen, Trinken oder ein Dach über dem Kopf. Wir wollen auch, dass uns andere wertschätzen, in dem Maße, von dem wir glauben, es zu verdienen. Ökonomen haben eine beschränkte Sicht auf das menschliche Verhalten. Sie meinen, Menschen haben Bedürfnisse, sie haben Präferenzen, sie sind rational und nutzen ihre Rationalität zur Maximierung ihrer Präferenzen – und das erklärt, warum Menschen das tun, was sie tun. Liest man aber nochmals im *Staat* nach, dann sagt Sokrates dort: Gibt es denn nicht noch diesen dritten Teil der Seele, der nicht primär materielle Güter, sondern Achtung verlangt? Und übertrumpft diese nicht in

vielen Fällen das Bedürfnis nach materiellem Wohlergehen, weil Wertschätzung an Gefühle gekoppelt ist? Wenn man nicht in dem Maße geachtet wird, in dem man glaubt, es zu verdienen, wird man wütend, und das treibt Menschen zur Gewalt, in die Politik und zu vielen anderen Dingen.

Das moderne Verständnis von Identität sieht jedoch anders aus. Thymos ist eine universelle menschliche Eigenschaft: Alle Menschen besitzen sie in gewissem Maße, und es gab sie in jeder Epoche. Es gibt jedoch auch ein modernes Verständnis von Identität, das meiner Ansicht nach seinen Anfang

mit Martin Luther genommen hat. Luther hat nämlich gesagt: In den Augen Gottes zählt nur der innere Glaube. Gott schert sich nicht um die Rituale der katholischen Kirche. Ihn kümmert es nicht, ob man den Rosenkranz betet oder in die Messe geht, ob man den Regeln folgt, die die katholische Kirche vorgibt, denn für

“Thymos ist der Teil der Seele, der nach Achtung und Anerkennung ihres Wertes verlangt.“

Gott zählt nur, dass man seinem inneren Glauben folgt. Das wird uns zur Erlösung führen, und das macht das Wesen des christlichen Glaubens aus. Die gesamte Gesellschaft, die uns umgibt, kann falsch liegen, einem Irrtum aufsitzten und uns unterjochen, weil sie die Authentizität jenes inneren Selbst, das den Gläubigen auszeichnet, leugnet. Und der Einzige, der das erkennen kann, ist – ausgenommen vielleicht von der Person selbst – Gott. Dies begründet in gewisser Weise das moderne Verständnis von Identität, das besagt, dass wir einen inneren Wert besitzen, der jegliche Bewertung der Gesellschaft um uns herum in den Schatten stellt. In vormodernen Zeiten hätte man gesagt: Tja, Pech gehabt. Man muss sich anpassen. Die Gesellschaft gibt die Regeln vor, also muss man erwachsen werden und die Regeln befolgen. Die moderne Fassung hingegen besagt: Nein, das stimmt nicht, denn der wahre Wert besteht in unserem inneren Selbst. Der Rest der Gesellschaft liegt falsch, und deshalb ist sie es, die sich ändern muss. Es gibt dann noch spätere Variationen dieses Gedankens, besonders bei Jean-Jacques

„Der Zweck, der uns erfüllt, besteht darin, jenes authentische innere Selbst zum Vorschein kommen zu lassen.“

geschaffen wurden, die das innere Selbst unterdrücken. Und unser Daseinszweck, das, was uns

erfüllt, besteht darin, jenes authentische innere Selbst zum Vorschein kommen zu lassen.

Bei genauerer Betrachtung sieht man, dass sich dieser Gedanke in vielen modernen sozialen Bewegungen wiederfindet. In Bezug auf die Wertschätzung des inneren Selbst weist die Me-Too-Bewegung in vielerlei Hinsicht dieselbe Struktur auf. Was ist denn das Problematische an sexueller Belästigung? Es hat damit zu tun, dass Männer Frauen nicht in ihrer Gesamtheit als menschliche Wesen respektieren. Frauen besitzen Wissen, Fertigkeiten und Charakter. Wenn Männer sich ausschließlich für ihre sexuellen Attribute interessieren, entwertet das die Frauen. Dies ist jedoch eine moderne Ansicht, weil die Schlussfolgerung daraus nicht lautet, dass die Frauen den Umgang mit diesen Gegebenheiten lernen müssen. Die Lektion lautet vielmehr, dass das innere Selbst wertvoll ist und sich die ganze Gesellschaft verändern muss. Diesen Wandel beobachten wir gerade. Die Männer sind dabei, eine neue Kultur zu erlernen. Sie lernen, dass ihre Regeln in Wahrheit nicht die richtigen sind und dass wir ein neues Regelwerk für die Beziehungen zwischen Männern und Frauen brauchen, das die Würde der Person in ihrer Gesamtheit achtet. Das ist das moderne Verständnis von Identität, das eine ganze Reihe von politischen und sozialen Bewegungen in den letzten 200 oder 300 Jahren befeuert hat.

Die erste Manifestation von Identitätspolitik ist, wenn Sie meiner Interpretation folgen möchten,

eigentlich die Demokratie selbst. Erinnern Sie sich daran, was 2011 mit Mohamed Bouazizi, einem Gemüsehändler in Tunesien, geschah. Sein Gemüsewagen wurde von einer Polizistin beschlagnahmt. Er ging zum Sitz des Gouverneurs und fragte: „Wo ist mein Wagen, warum habt ihr mir meine Lebensgrundlage genommen?“ Niemand gab ihm eine Antwort. Die Polizistin spuckte ihn an, und aus lauter Verzweiflung, dass er nicht einmal von der Regierung eine Antwort bekam, verbrannte er sich selbst. Dieser Vorfall war der Auslöser für den Arabischen Frühling, denn viele Menschen in den arabischen Ländern erkannten sich in Mohamed Bouazizi wieder. Die tunesische Regierung, die Diktatur von Ben Ali, ließ ihm nicht den Respekt zukommen, den ein Mensch verdient. Deshalb gingen die Menschen zu Millionen auf die Straße, in Ägypten, Libyen, Syrien, im Jemen und vielen anderen Teilen der arabischen Welt.

Gemäßigt autoritäre Regierungen wie etwa in Singapur behandeln ihre Bürger wie Kinder: Die Regierung meint, besser zu wissen, was in ihrem Interesse liegt. Wirkliche Diktaturen sind viel schlimmer: Man ist kein Mensch, sondern bloß ein Rädchen im Getriebe der Geschichte, das die Regierung für ihre eigenen Zwecke verwenden kann. Die liberale Demokratie hingegen erkennt den Menschen und seine Würde tatsächlich an, und das tut sie, indem sie ihn mit Rechten ausstattet: Wir haben das Recht auf Meinungs- und Versammlungsfreiheit und auf politische Teil-

habe durch Wahlen. Wir haben ein Mitspracherecht, weil die Regierung uns ausreichend respektiert, um uns das Wahlrecht anzuvertrauen.

Der Demokratie, die uns allen, wie ich denke, so am Herzen liegt, liegt die unverrückbare Einsicht zugrunde, dass alle Bürger moralisch gleichwertig sind. Alle Bürgerinnen und Bürger sind gleichberechtigte Akteure, „alle Menschen sind von Geburt an gleich“, wie es in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung heißt. Es gibt allerdings noch andere Formen von Anerkennung, die nicht auf Gleichberechtigung fußen. Diese universelle, liberale Form der Anerkennung konkurrierte von Anfang an mit einer anderen maßgeblichen Form politischer Anerkennung, dem Nationalismus. Tatsächlich bestanden diese beiden Formen der Anerkennung seit der Französischen Revolution parallel zueinander. Einerseits ging es bei der Französischen Revolution um die Menschenrechte und deren Verbreitung auf der ganzen Welt. Auf

der anderen Seite manifestierte sich in ihr aber auch der französische Nationalismus. Sie war die erste moderne nationalistische Bewegung. Die Franzosen wollten ihr Land gegen die einfallenden europäischen Mächte verteidigen, die Fremden hinauswerfen und ihr Land selbst kontrollieren. Das liberale Verständnis von Anerken-

„In einer Diktatur ist man kein Mensch, sondern nur Kanonenfutter oder bloß ein Rädchen im Getriebe.“

nung konkurrierte das ganze 19. Jahrhundert hindurch mit der nationalistischen Auslegung. In Deutschland fand 1848 eine liberale Revolution, aber auch eine nationalistische Revolution im Namen des deutschen Volkes statt. Und diese beiden Auffassungen von Anerkennung haben die deutsche Geschichte seither maßgeblich mitbestimmt. Am Ende machte sich eine äußerst aggressive und intolerante Form des Nationalismus in vielen Ländern breit, was zu den verheerenden zwei Weltkriegen des frühen 20. Jahrhunderts führte. Und dieses nationale Verständnis von Identität feiert heute in vielen Ländern ein Comeback.

Ich würde behaupten, dass auch der Islamismus als Suche nach Anerkennung interpretiert werden kann. Dies trifft meiner Meinung nach ganz besonders auf die vielen jungen europäischen Muslime zu, die für den Islamischen Staat in den Krieg gezogen sind. Sie befanden sich in einem wahren Identitätskonflikt. Diese jungen Menschen stammten aus Familien, die nach Frankreich, in die Niederlande oder nach Deutschland eingewandert waren. Sie empfanden Unbehagen da-

rüber, wie ihre Eltern ihre Religion lebten, da diese Art ihnen zu altmodisch und zu traditionell erschien, aber gleichzeitig fühlten sie

„Auch der Islamismus ist eine Suche nach Anerkennung.“

sich auch nicht hinreichend in die Gesellschaft, in der sie lebten, integriert. Sie litten unter einer

Entfremdung, die es ihnen unmöglich machte, die Frage „Wer bin ich wirklich?“ zu beantworten. Die Islamisten gaben ihnen folgende Antwort: „Ich kann dir sagen, wer du bist. Du bist ein stolzer Muslim, du bist Teil der Umma, wir werden überall auf der Welt verfolgt und verachtet, und du kannst etwas dagegen tun, nämlich dich uns anschließen und zurückschlagen und den Islam wieder zu einer stolzen Zivilisation machen.“ Dies ist eine heikle Einschätzung, denn ich denke, dass der Islamismus zum Teil tatsächlich durch echte Religiosität und Frömmigkeit motiviert ist. Zu einem Großteil wird er aber auch vom Wunsch angetrieben, herauszufinden, wer man ist, und die Art von Identität anzunehmen, die einen Menschen mit einer Gemeinschaft vereint und ein Heimat- und Zugehörigkeitsgefühl vermittelt. Dies sind meiner Meinung nach alles verschiedene Ausprägungen desselben Kampfes um Anerkennung.

Transformationen

Eine besondere Form der Identitätspolitik, die in den liberalen Gesellschaften im Laufe des 20. Jahrhunderts entstanden ist, hilft uns dabei zu verstehen, was derzeit passiert. Das ist es auch, was die Menschen meinen, wenn sie sich über Identitätspolitik beschweren. Die Anfänge liegen in vielerlei Hinsicht im Amerika der 1960er Jahre, wo eine Reihe bedeutsamer sozialer Bewegungen ihren Ursprung nahmen: die Bürgerrechtsbewegung der Afroamerikaner, die femi-



nistische Bewegung, Bewegungen, die sich für Menschen mit Behinderungen einsetzen, oder die LGBT-Bewegung. Sie alle repräsentierten Gruppen, die von der Mehrheitsgesellschaft marginalisiert worden waren. In den frühen 1960er Jahren war diese Mehrheitsgesellschaft weiß, und sie war männlich. So kam es zu einem Kampf um soziale Gerechtigkeit und Anerkennung, um gleichen Zugang zum Arbeitsmarkt, Gleichheit vor dem Gesetz und so weiter. All diese Bewegungen reagierten auf echte soziale Missstände und trugen wesentlich dazu bei, diese zu beheben, wie etwa die Rassentrennung in den USA.

Im Zuge der Entstehung der gegenwärtigen Form von Identitätspolitik kam es jedoch zu einem Wandel in der Art und Weise, wie linke Parteien über Ungleichheit denken. Im 20. Jahrhundert betrachtete man Ungleichheit – beson-

ders in Europa – oft aus einer marxistischen Perspektive, die dem Kampf zwischen Kapitalisten und Proletariat die größte Bedeutung beimaß. Und in den meisten entwickelten Gesellschaften des 20. Jahrhunderts machten weiße Menschen

das Proletariat aus – um genauer zu sein, weiße Männer. An diese richtete sich auch das Hilfsangebot der linken Parteien. Mit der Zeit wan-

delte sich das Verständnis von Ungleichheit und auch Frauen, ethnische Minderheiten und andere Gruppen wurden als betroffen wahrgenommen. Das führte dazu, dass viele linke Parteien den Bezug zur weißen Arbeiterklasse verloren, die im 20. Jahrhundert den Großteil ihrer Wählerschaft ausmachte. In den USA der 1930er Jahre, zur Zeit von Roosevelts New Deal, stimmten etwa 80 % der weißen Bewohner des ländlichen Südens für den Kandidaten der Demokratischen Partei. Sie wählten den politisch links stehenden Kandidaten, weil dieser für mehr soziale Gerechtigkeit und wirtschaftliche Unterstützung stand.

Doch als sich die Wahrnehmung von Ungleichheit in Richtung Identität zu verschieben begann, verloren die Demokraten zusehends den Kontakt zu der eingesessenen weißen Arbeiterklasse. Diese begann in der Folge, zu den Republikanern überzulaufen. Ronald Reagan verdankte seinen Wahlsieg in den 80er Jahren der Tatsache, dass er die weiße Arbeiterschicht auf eine Weise ansprach, wie es kein republikanischer Kandidat vor ihm geschafft hatte. Etwas Ähnliches passierte auch in Europa mit Umwelt- und auch, einmal mehr, Identitätsfragen, auch wenn diese in Europa etwas anders gelagert waren und sich oft um Einwanderer oder andere diskriminierte Gruppen drehten. Viele Mitglieder der weißen Arbeiterklasse, die zuvor die Kernwählerschicht der Kommunistischen Partei Frankreichs ausmachten, wandten sich dem Front National zu. Und damit sind wir in der Gegenwart angekommen.

„Mit der Zeit wandelte sich das Verständnis von Ungleichheit dahingehend, spezifischen Gruppen mehr Aufmerksamkeit zu widmen.“



An dieser Stelle möchte ich eines klar sagen: Viele Menschen haben mir vorgeworfen, die Linke für den Aufstieg des rechten Populismus verantwortlich zu machen. Das tue ich nicht. Ich versuche nur, historisch darzulegen, was sich in der Art und Weise, wie wir über die politischen Kategorien links und rechts nachdenken, verändert hat. Es gibt viele Gründe für den rechten Populismus, und wirtschaftliche spielen in jedem Fall eine Rolle. Eine weitere Erklärung ist jedoch, dass die Rechte Anleihen am linken Begriff der Identität genommen hat. Vor 50 Jahren hätten Weiße in den USA sich selbst nicht als Weiße bezeichnet. Sie hätten sich nur gedacht: Ich bin Amerikaner, denn so wie ich sieht ein Amerikaner aus. Heute haben wir es mit weißen Nationalisten zu tun, die sagen: „Ich gehöre zu einer Mehrheit, die von den Eliten diskriminiert wird. Ich gehöre einer Gruppe an, die in Wahrheit gar nicht privilegiert ist. Meine angeblichen Privilegien werden mir nur von denjenigen unterstellt, die tatsächlich privilegiert sind – diese

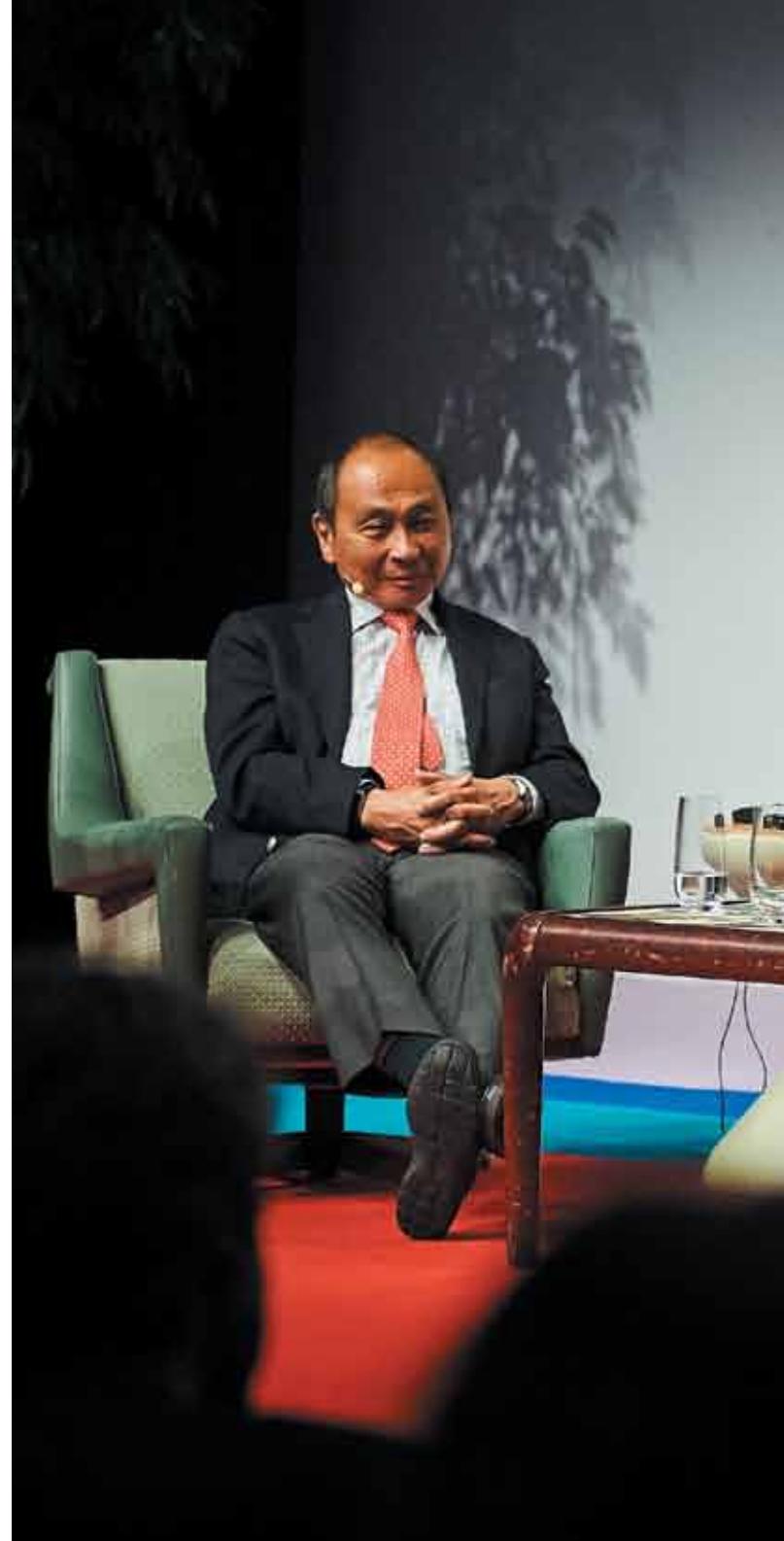
„Ich mache nicht die Linke für den Aufstieg des rechten populistischen Nationalismus verantwortlich.“
gebildeten Menschen, die an den Universitäten, in den Medien und so weiter arbeiten.“ Identität, dieses Framing von Identität, hat sich also von der Linken zur Rechten verlagert. Die Linke hat dies nicht verursacht, es handelt sich vielmehr um eine gemeinsame Auffassung von Opferdenken, die von links nach rechts gewandert ist.

Dabei darf man nicht übersehen, dass die Einschätzung dieser Menschen, missachtet und übergangen zu werden, in einem gewissen Maß zutreffend ist. Es gibt die Tendenz, die populistische Wählerschaft als einen Haufen Rassisten und Fremdenhasser abzutun. Es stimmt, dass diese Wähler Weiße sind, die in ihren Gesellschaften bisher tonangebend waren, nun aber dabei sind, ihre dominante Stellung einzubüßen. Sie haben Schwierigkeiten damit, diesen Verlust zu akzeptieren, und versuchen, ihre ehemalige soziale Position wiederzuerlangen. Ich glaube aber, dass es wichtig ist zu verstehen, dass sie nicht ganz unrecht haben, dass sie tatsächlich von den Eliten missachtet und übergangen worden sind. Nachvollziehbar wird dies vielleicht, wenn man sich zum Beispiel das Schicksal der weißen Arbeiterklasse in den USA ansieht, die zu einem nicht geringen Teil, und wie bereits die schwarze Arbeiterklasse vor ihnen, in eine Art soziales Chaos gestürzt ist. Unter den niedrigqualifizierten weißen Arbeitern gibt es heute einen gewaltigen Zuwachs an Alleinerziehenden,

es werden steigende Kriminalitätsraten in den Wohnvierteln der einkommensschwachen weißen Bevölkerung verzeichnet, es gibt eine Opioidkrise, der bereits mehr als

„Viele Menschen haben nicht unrecht mit ihrer Einschätzung, missachtet und übergangen worden zu sein.“

70.000 Amerikaner zum Opfer gefallen sind, und infolgedessen sogar einen Rückgang der



Lebenserwartung bei weißen Männern in den USA in den vergangenen Jahren. Es ist daher schwer zu leugnen, dass diese Menschen tatsächlich große Probleme haben.

Doch was die Menschen am meisten aufregt, ist der kulturelle Aspekt davon. Es gibt ein sehr schönes Buch mit dem Titel „Fremd in ihrem Land“, verfasst von der Soziologin Arlie Hochschild. Sie hat viele Tea-Party-Wähler im ländlichen Louisiana interviewt und die zentrale Metapher ihres Buches lautet: Diese Menschen empfinden es so, als würden sie in einer Schlange anstehen. In der Ferne sehen sie eine Tür mit der Aufschrift: „Der amerikanische Traum“. Sie gründen Familien und gehen jeden Tag zur Arbeit. Plötzlich beobachten sie, wie sich Menschen in der Schlange vordrängeln. Manche sind schwarz, manche sind Frauen, manche sind Schwule und Lesben und ein paar andere syrische Flüchtlinge. Und die Menschen, die ihnen beim Vordrängeln helfen, sind, ganz offen gesagt, Menschen wie Sie und ich: gebildete Menschen, Künstler, Medienschaffende, Vertreter der etablierten politischen Parteien – Menschen, die ihnen immer schon kaum Beachtung geschenkt haben. Meiner Meinung nach gibt es einen kulturellen Snobismus der gebildeten, kosmopolitischen, kultivierten Großstädter, die in den modernen Gesellschaften die Eliten stellen, und der gegen die Menschen gerichtet ist, die weniger gebildet und keine Großstädter sind und die traditionel-

leren sozialen und kulturellen Werten anhängen. Zu einem gewissen Teil ist die Empörung über diese Art von Missachtung also gerechtfertigt.

So sieht nun also die Lage aus. Die Befürchtung, dass uns Einwanderer unsere nationale Identität rauben, ist ein Thema, das praktisch alle neuen populistischen Bewegungen eint. Der Grund dafür, dass Immigration so ein wichtiges politisches Thema für sie ist, ist folgender: Sie haben das Gefühl, die längste Zeit die nationale Identität bestimmt zu haben, sie glauben, dass die nationalen Identitäten heute nicht nur von Einwanderern, sondern auch von den Eliten, die diese unterstützen und ins Land bringen wollen, ausgehöhlt werden. Damit ist der politische Streit umrissen, der uns bevorsteht.

Was können wir nun tun? Das ist eine offensichtliche Frage, die mir oft gestellt wird. Letztendlich ist es eine sehr schwierige Frage. Ich glaube, dass man nicht anfangen kann, das Problem zu lösen, bevor man es nicht angemessen analysiert hat und – mit etwas Mitgefühl – versucht zu verstehen, was Menschen dazu bringt, diese Parteien zu wählen. Es geht um sehr viel – nichts weniger als die liberale Demokratie selbst steht auf dem Spiel. Diese Parteien sind keine Gefahr für die Demokratie, aber sie sind eine Gefahr für die liberale Demokratie, für die in der Verfassung verankerte Rechtsstaatlichkeit. In Ungarn, Polen, und auch in den USA wurde diese Rechtsstaatlichkeit bereits ausgehöhlt. Das ist es, was für uns alle auf dem Spiel steht.



The new identity politics

Right-wing populism and the demand for dignity

*What is identity? The term 'identity' was not commonly used until the 1950s. A psychologist, Erik Erikson, was the first. But it is actually a very old concept. As I argue in my latest book, it goes back to a word that Plato used in *The Republic*: 'thymos'. Thymos is the part of the soul that craves respect and recognition. We don't just want material things like food, drink and housing. We also want other people to evaluate us at the rate that we think we deserve. Economists have a kind of blinkered understanding of human behavior. They say, okay, people have desires, they have preferences, they are rational, and they use their rationality to maximize their preferences. And that explains why human beings do what they do. Actually, if you go back to *The Republic*, Socrates says: is there not this third part of the soul that is not concerned primarily with material goods but really wants respect? And doesn't that overpower the desire for material wellbeing in many cases, because respect is linked to the emotions? If you aren't respected as much as you think you deserve, you get angry; and that drives you to violence, to politics, and to a lot of other things.*

Now, the modern understanding of identity is a little bit different, because thymos is a universal human

characteristic: all people have it to some degree, and it has existed in every historical period. But there is a particular modern version of identity that, in my view, really starts with Martin Luther. Luther said that in God's eyes, what matters is your inner belief, your inner faith. God does not care about all the rituals of the Catholic Church. He does not care whether you count the rosary or go to mass, or whether you follow the rules of the Catholic Church, because God cares about the inner believer. That is really what is going to save you, and that is what constitutes Christian faith. The entire society around you can be false, wrong, and repressive, because it is denying the authenticity of that inner self, which is a believer. And the only person that can see it, apart from perhaps you, is God. And in a way, this sets up the modern understanding of identity, which is that we have a worth inside us that is superior to the evaluation of the surrounding society. In pre-modern times, one would have said: well tough, you've got to conform. Society sets these rules, so just grow up and learn that you have to follow them. The modern version says: no, that's not right, because what is valuable is the inner self, and the rest of society is wrong and false, and it is the one that has to change. You get later ver-

sions of this, particularly Rousseau, who argued that the whole historical process actually made us into a bunch of phonies, that it created these external rules that suppressed the inner being. And our purpose, what fulfils us, is the emergence of that authentic inner self.

If you think about it, this relates to a lot of modern social movements. The 'Me Too' movement in many ways has the same structure, about valuing the inner self. What is the issue involved with sexual harassment? It has to do with the fact that men are not valuing women as

whole human beings.

'The first manifestation of identity politics is actually democracy itself.'

it is a modern view, because the lesson you draw is not that women have to learn how to get along. The lesson is that the inner self is what is valuable and that society has to change. That is what is happening right now. Men are going through a cultural retraining, they are learning that their rules are not the right ones, and that we need a different set of rules in relations between men and women that respect the dignity of the whole person. That is the modern understanding of identity and that is what has powered a series of political and social movements over the last 200 or 300 years.

The first manifestation of identity politics, if you take my understanding of it seriously, is actually democracy itself. In 2011 you had this vegetable seller, Mohamed Bouazizi, in Tunisia. He had a cart, it was confiscated

Woman has knowledge, abilities, moral character.

But man only cares about her sexual attributes. That is devaluing woman.

But it is much worse: you are not a human being, you are just part of the machinery of history that the government can use for its own purposes. A liberal democracy actually recognizes us, our dignity, and it does it by giving us rights: we have the right to free speech, to association and to political participation through the vote. We have a share in our own self-governance because the government respects us enough to trust us with something like the franchise.

by a police woman, he went to the governor's office and he said: where's my cart, why did you take away my livelihood? No one would give him an answer. The police woman spat at him, and he was in such despair at not even being able to get an answer from the government that he set himself on fire. That triggered the Arab Spring, because many people in Arab countries saw themselves reflected in Mohamed Bouazizi. The Tunisian government, the dictatorship of Ben Ali, did not treat Mohamed Bouazizi with the respect that a human being deserves. And that is why they came out into the streets in their millions in Egypt, in Libya, in Syria, in Yemen, and in many other parts of the Arab world.

A mild authoritarian government like Singapore's treats its citizens like children: the government thinks it knows better what is in your interest. In a bad dictatorship it is much worse: you are not a human being, you are just part of the machinery of history that the government can use for its own purposes. A liberal democracy actually recognizes us, our dignity, and it does it by giving us rights: we have the right to free speech, to association and to political participation through the vote. We have a share in our own self-governance because the government respects us enough to trust us with something like the franchise.

The universal recognition of citizens as morally equal is at the core of the democracy that I think all of us hold dear. Citizens are equal agents, 'all men are created equal,' as the American Declaration of Independence says. However, there are other forms of recognition that are partial. In fact, this universal liberal form of recog-

nition competed right from the beginning with the other major form of political recognition, which was nationalism. Coming directly out of the French Revolution, you had these two streams simultaneously. On the one hand, the French Revolution was about spreading the rights of man everywhere in the world. But on the other hand, it was also a manifestation of French nationalism. It was the first modern nationalist movement. The French wanted to defend their country against the invading powers of Europe, kick out the foreigners and have a country that they themselves could control. The liberal interpretation of recognition fought with a nationalist interpretation throughout the nineteenth century. In Germany in 1848, there was a liberal revolution but also a national revolution on behalf of the German people. And those two understandings of recognition really defined German history from that point onwards. Ultimately, a very aggressive and intolerant form of nationalism took hold in many countries, leading to the catastrophe of the two World Wars in the early twentieth century. And that national understanding of identity is making a comeback in many countries today.

I would argue that Islamism can also be interpreted as a quest for recognition. This would be particularly true, I think, for a lot of the young European Muslims who went to fight for the Islamic State. They had a real identity conflict. They came from families that had emigrated to France, or the Netherlands, or Germany. They did not feel comfortable with their parents' form of religiosity, which they thought was too old-fashioned and traditional, but they also did not feel well-integrated into the society in which they were living. They suffered

this kind of alienating inability to answer the question, 'who am I really?' What the Islamists do is to say, 'I will tell you who you are: you are a proud Muslim, you are part of a large ummah, we are being persecuted and disrespected all over the world, and you can do something about that, you can join up and fight

'Islamism can also be interpreted as a quest for recognition.'

back and make Islam a proud civilization once again.' It is a difficult judgment, because I think that some Islamism is driven by genuine religiosity and piety. But a lot of it is also driven by this desire to know who you are, and to accept the form of identity that unites you with a community, that gives you a home and a sense of belonging. These are all different variants of this struggle for recognition.

There is a particular form of identity politics that emerged in liberal societies in the course of the twentieth century that brings us closer to what is going on in the present. This is what people refer to when they complain about identity politics. But it really starts in the 1960s in the US, with a number of important social movements: the civil rights movement for African Americans, the feminist movement, the movements on behalf of the disabled, the LGBT movement. All of these groups that had been marginalized by mainstream society. In the early 1960s, that society was white, and it was male. So there was a struggle for social justice and for recognition, to have equal access to the job market, equal treatment under the law, and so on. All of these movements were responding to real social ills, and they

were very important in correcting them: for example, racial segregation.

But something happened en route to the current form of identity politics. This was a shift in the way that parties of the left began to think about inequality. In the twentieth century, inequality was often seen – especially in Europe – through a Marxist lens, in which the big struggle was between capitalists and

the proletariat. And in most developed societies in the twentieth century, the proletariat were white people. In fact, white males. That was the group that the left wanted to help. As time went on, the understanding of inequality began to shift to pay more attention to women, racial minorities, other groups. A lot of the parties of the left began to lose touch with the white working class that had been their core support in the twentieth century.



For example, in the US in the 1930s, under the New Deal with Franklin Roosevelt, something like 80 per cent of rural white southerners voted for the Democratic Party candidate. They voted for the more left-wing candidate because he was going to do redistribution and help them out economically.

But as the conception of inequality began to shift in this identity direction, the Democratic Party began to lose touch with that old white working class. So they started to defect to the Republican Party. Ronald Reagan was elected in the 1980s because he appealed to white working-class voters in a way that previous Republican candidates had not. Something similar happened in Europe with environmental issues or, again, identity issues – although they were a little bit different in Europe and often had to do with immigrants or other groups facing discrimination. Many members of the white working class that had been the core support for the French Communist Party began to vote for the National Front. And this, I think, has led to the present.

At this point I want to make something very clear: a lot of people have accused me of blaming the left for the rise of right-wing populism. I am not doing that. I am just trying to present a history of what happened in the evolution of how we think about left and right. There are many reasons for right-wing populism, and economic ones are definitely among them. But another has also been the borrowing of the left-wing concept of identity by the right. Fifty years ago, if you were a white person in the US, you would not even have thought of yourself as a white person. You would have just thought: I am an

American, because that is what an American is. Today, you are getting these white nationalists who say: 'I am a majority that is being discriminated against by elites. I belong to a group that is not really privileged at all. This is being foisted on me by people that really are privileged, all of these educated people in universities, in the media, and so forth.' So, identity – this framing of identity – has moved from the left to the right. It is not the left that has caused this, it's rather a shared understanding of victimization that has travelled from left to right.

I want to emphasize that, to some extent, these people's understanding of themselves as disregarded and disrespected is true. There is a tendency to dismiss populist voters as just a bunch of racists and xenophobes. It is true that they are white people who had been dominant in their societies, and who are losing some of that dominance. They resent that loss and are trying to return to their old social position.

But I think it is also important to understand that they actually have a case; that they have indeed been disrespected and disregarded by the elites. This is more reasonable if you look at what happened to this white working class in the US, a large part of which actually followed the black working class into a kind of social chaos. Today, among low-skilled white workers, you have a vast increase in the number of single-parent families, you have increases in crime rates in poor white neighborhoods, you have an opioid epidemic that has

'I do not blame the left for the rise of right-wing populism.'

killed over 70,000 Americans and actually lowered life expectancy for white males in the US in the last couple of years. So, it is very hard to say that these people are not in fact, in some sense, doing extremely badly.

But the cultural aspect of it is what is particularly infuriating to people. There is a very nice book called *Strangers in Their Own Land* by the sociologist Arlie Hochschild. She interviewed a lot of Tea Party voters in rural Louisiana and she has this metaphor – the central metaphor in her book – where these people see themselves as being lined up in a queue. And in the distance there is a door, over which it says ‘the American Dream.’ They are raising families, going to work every day. All

‘Many people have a point. They were indeed disregarded.’

of a sudden, they see people jumping the queue. Some are black, some are women, some are gays and lesbians, some are Syrian refugees. And the people that are helping them jump the queue are, frankly, people like you and me: they are educated, people in the arts, in the media, and in the established political parties, people who have never paid much attention to them. I think that there is a cultural snobbery of the educated, cosmopolitan, urban-dwelling, sophisticated people that make up elites in modern societies, towards people that have less education, that do not live in big cities, that have more traditional social and cultural values. There is a degree of justified resentment at that kind of disregard.

So, this is where we have ended up. This fear that immigrants are taking away our national identity is a theme that unites virtually all of the new populist movements. The reason that immigration is such a big policy issue for them is precisely because they feel that they used to define the national identity and that that is no longer true; that national identities are now being undermined not just by immigrants but by the elites that support immigrants and want those immigrants to come in. And that defines the political contest that is ahead of us.

So what to do? That is an obvious question, one I get asked frequently. But it is very tough to answer. I don’t think that you can begin to solve the problem until you have analyzed it properly, and have tried to understand, with a little bit of sympathy, what is actually driving people to vote for these parties. The stakes are very high, because they are really about liberal democracy itself. These parties don’t represent a threat to democracy, but they do represent a threat to liberal democracy. That is to say: to the constitutional rule of law. That is what has been eroding in Hungary, in Poland and in the United States. That is really what is at stake for all of us.

This essay was originally published by Eurozine, the network of European cultural journals, www.eurozine.com/new-identity-politics



Persönlichkeiten

Auf der Suche nach der Identität müssen wir das Identitäre überwinden

Im Jahr 1982 veröffentlichte der amerikanische Regisseur Woody Allen seine elfte Regiearbeit, „Zelig“. Es ist eine sogenannte Mockumentary, also eine fiktive Geschichte, die in Form einer Dokumentation daherkommt. Der Held des Films, der in den 20er und 30 Jahren des 20. Jahrhunderts spielt, ist der New Yorker Büroangestellte Leonard Zelig, der sich nichts mehr wünscht, als von anderen gemocht zu werden, und der deshalb seine Persönlichkeit immer jener Gruppe anpasst, mit der er gerade zu tun hat. Schon als Kind wird das Kind jüdischer Kleinbürger von Antisemiten schikaniert. Seine Eltern geben ihm dafür noch die Schuld. Zeligs Konsequenz

besteht aus Anpas-

**„Identitätspolitik
will Respekt und
Anerkennung.“**

nen Rezension zum Film als verbreitetes Phänomen beschrieben: „Zelig“, so schreibt er, sei einer von denen, die „ihre Identität nur behalten zu

sung und Selbstver-

leugnung. Der deut-

sche Kritiker Hellmuth

Karasek hat das in sei-

können glauben, indem sie sie dauernd verleugnen.“¹ So wird Zelig unter orthodoxen Rabbinern selbst zum orthodoxen Rabbiner, unter Übergewichtigen wächst sein Bauch und im Jazzclub verändert sich seine Hautfarbe. Er wird zum Medienphänomen, muss aber nach dem Vorwurf der Polygamie flüchten, und zwar ausgerechnet nach Nazideutschland. Schließlich sieht Zeligs Psychaterin und Freundin Eudora Fetscher, wie er in einer Wochenschau neben Adolf Hitler als SA-Mann posiert. Sie rettet Zelig aus dieser Situation und flüchtet gemeinsam mit ihm zurück in die USA. Konsequent führt der totale Opportunismus des Leonard Zelig zum Happy End.

Allens Realsatire erschien zur richtigen Zeit. Alte Gewissheiten gerieten aus dem Lot. Die 60er und 70er Jahre brachten einer zunehmend wohlhabenden Gesellschaft im Westen ein bislang unbekanntes Maß an Vielfalt und Komplexität. Im Gefolge der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung und der „68er“ wird das sichtbar, was man



*„Mit dem
Ende des Kalten
Krieges wurde die
Identitätskrise heiß.“*

später Identitätspolitik nennt. Es geht zunächst um Respekt und Anerkennung, um Wahrnehmung und die Beendigung von Diskriminierung und Ausgrenzung. Afroamerikaner, amerikanische Ureinwohner, Schwule, Lesben, Angehörige von Minderheiten aller Art entwickeln eine kulturelle Identität, ein „Wir-Gefühl“. Nun ist Identität immer beides: Inklusion und Exklusion, das Dazugehören und das Abgrenzen von Anderen. Was sich nicht differenziert, wird nicht wahrgenommen. Gleichzeitig bedeutet das den Bruch der Vorstellung von einer Kultur, einer

Gemeinschaft, einer Gruppe, einer Normalität. Oder einer Nation und einer Weltordnung. Die daraus entstehenden Irritationen sollten sich als sehr nachhaltig erweisen. Als Zelig erschien, begann der Anfang vom Ende einer Weltordnung, die nach 1945 die Weltidentität bildete, die des Kalten Krieges. Im Osten streikten 1980 die Arbeiter der Danziger Lenin-Werft, und damit begann, was ein knappes Jahrzehnt später im Berliner Mauerfall endete. Im Westen wiederum sah die Reaktion auf die neuen Irritationen der alten Identitäten anders aus: Im Jahr 1979 war

Margaret Thatcher zur britischen Regierungschefin gewählt worden, zwei Jahre später folgte Ronald Reagan in den USA und noch ein weiteres Jahr danach Helmut Kohl in der Bundesrepublik Deutschland. Die Konservativen sollten gegen die Identitätskrise antreten. Reagan tat dies übrigens mit dem Motto „Let's make America great again“ - auch das hat Donald Trump nicht erfunden.

Mit dem Ende des Kalten Krieges wurde die Identitätskrise heiß - und die Temperatur steigt bis heute weiter. Das war durchaus vorhersehbar. Samuel P. Huntington zitierte im Zusammenhang mit dem Ende des Kalten Krieges und unter Bezugnahme auf die USA den römischen Feldherren Sulla. Der stellte im Jahr 84

vor Christus, nachdem sich Rom all seiner Feinde entledigt hatte, die Frage: „Nun, da das Universum keine Feinde mehr für uns bereithält, wie mag das Schicksal der Republik aussehen?“

Der Publizist Charles Krauthammer hat bereits ein Jahr vor dem Ende des Kalten Krieges den Status Quo der sich anbahnenden Identitätskrise beschrieben: „Nationen brauchen Feinde. Wenn einer wegfällt, suchen sie sich einen anderen“.²

„Wie können unterschiedliche Identitäten miteinander so umgehen, dass sie sich nicht zwangsläufig als Feinde, als Gegensätze, begreifen?“

Das ist eine entscheidende Frage allen Nachdenkens über Identität: Gibt es eine Vorstellung davon, wie unterschiedliche Identitäten miteinander so umgehen können, dass sie sich nicht zwangsläufig als Feinde, als Gegensätze, begreifen? Muss jedem Versuch der Unterscheidung eine Ab- und Ausgrenzung folgen?

Zweifelsohne haben am Ende des Kalten Krieges die liberalen Demokratien gesiegt. Wie Francis Fukuyama in seiner Analyse vom „Ende der Geschichte“ schlüssig zeigt, zerbrach das Reich des Kommunismus nicht allein an seiner Mangelwirtschaft und seiner Unfähigkeit zur Erfüllung elementarer materieller Bedürfnisse seiner Bürger. Noch bedeutender war es, dass das System das Selbstbewusstsein, die persönliche Identität der Bürger systematisch diskreditierte. Der Einzelne galt nichts. Die Person erfuhr keinen Respekt, das Individuum keine Anerkennung. Es war in Ordnung, eine Identität als Kommunist, als Sowjetbürger zu haben. Eine eigene Persönlichkeit zu haben galt hingegen als subversiv und staatszersetzend. Das allerdings ist kein Alleinstellungsmerkmal der Sowjetdiktatur gewesen.

Die Massengesellschaft hat von jeher die persönliche Identität als Widerspruch zur kulturellen Identität gesehen. Kulturelle und persönliche Identität sind ein Widerspruch wie Übereinstimmung und Unterscheidbarkeit, und dieses Dilemma tritt dieser Tage wieder übermäßig in den Vordergrund. Gleich, ob es um linksliberale

Identitätspolitik geht oder den neukonservativen Versuch des Beschwörens „unwiderlegbarer Nostalgie“, wie es der amerikanische Ökonom und Politologe Mark Lilla nennt: Ihr Ergebnis führt zu Menschen, die nach dem Muster Zeligs denken und handeln, zu Leuten, die, nach Karasek, ihre Identität nur behalten zu können glauben, indem sie Selbstverleugnung betreiben.

Es ist an dieser Stelle interessant, sich das simple, aber eingängige Modell der Bedürfnishierarchie des amerikanischen Sozialpsychologen Abraham Maslow ins Gedächtnis zu rufen, das im Jahr 1943 veröffentlicht wurde. Darin entwickelt Maslow eine Pyramide menschlicher Bedürfnisse, deren breiter Sockel von den „physiologischen Bedürfnissen“ ausgefüllt ist – in dem schlicht alles versammelt ist, was wir fürs Überleben, die Selbsterhaltung, brauchen. Diesem „Grundbedürfnis“, das permanent befriedigt werden muss, folgt jenes nach Sicherheit, bei dem es im Wesentlichen um die Kontrolle der Umwelt geht. Bereits hier spielt die Ausbildung von Identitäten eine entscheidende Rolle. Um „sicher“ zu sein, also Gewissheit zu erlangen oder auch nur ein Gefühl davon, muss man die Welt erklären oder verstehen wollen. Dabei gibt es ein Problem.

Das Bedürfnis nach Sicherheit bevorzugt nämlich stets das Vorhandene – das Bekannte – gegenüber dem Neuen und Unbekannten. In der Identitätsdebatte wäre dies also bevorzugt jene „Nostalgie“, von der Lilla spricht, den vermeint-

lich „guten alten Zeiten“, in denen alles „seine Ordnung“ hatte. Wir leben in Zeiten hoher technischer und organisatorischer Transformation, die langfristig vom Übergang von der alten Massengesellschaft der Industrie zur personalisierteren Welt der Wissensgesellschaft geprägt ist. Globalisierung und Digitalisierung sind Aspekte dieser Veränderung. Es liegt auf der Hand, dass dabei die Sicherheitsbedürfnisse massiv herausgefordert werden. Diese Ebene kann ohnehin schnell ins Zwanghafte abgleiten. Menschen, die sich vor allen Dingen auf dieser zweiten Stufe der Bedürfnispyramide tummeln, leiden, darauf hat Maslow hingewiesen, oft unter einem Ordnungszwang. Überraschungen und Innovationen sollen schnell durch Regeln gezähmt werden. Neues wird als Bedrohung des Status quo verstanden. Es ist eine

Art Waschzwang, der die Illusion nährt, die Welt und ihre Angelegenheiten könnten bis ins Detail kontrolliert werden. Das wird aber erst klar, wenn man sich auch Maslows dritte Ebene

der menschlichen Bedürfnisse, die soziale Stufe, vor Augen führt. Hier geht es um die Gesamtheit unserer Beziehungen zueinander, also auch die Frage, womit und mit wem wir uns identifizieren. Eine starke Verunsicherung und der Wunsch nach Kontrolle auf Ebene zwei führt zwangsläu-

„Es geht um die Befreiung des Individuums von seinem Schicksal. Es geht um unsere eigene Haut. Sollte man das nicht ernstnehmen?“

fig zu jenen Begriffen, die im Umfeld der zeitgenössischen Identitätskrisen blühen: „Wir-Gefühl“, „Teamgeist“, „Gemeinschaft“.

Nüchtern betrachtet ist diese Gruppenkohäsion umso stärker, je größer der Kontrast zu einer konkurrierenden Gruppe erscheint. Nicht nur jede Nation braucht ihren Feind, auch jedes Team, jede Gemeinschaft, jede noch so wohlmeinende Gruppe. Die Vorstellung, dass Identitäten, Mehrdeutigkeiten friedlich nebeneinander koexistieren, ist, vorsichtig gesagt, noch sehr entwicklungsfähig.

Der Politologe Hendrik Gast hat darauf hingewiesen, dass es vor allen Dingen die „wenig kompetenten, unsicheren, autoritär sozialisierten,

„Die Vorstellung, dass Identitäten, Mehrdeutigkeiten, friedlich nebeneinander koexistieren, ist, vorsichtig gesagt, noch sehr entwicklungsfähig.“

durch die Annahme kultureller Identität auszugleichen. Man muss dazu keineswegs dem Klischee des „Modernisierungsverlierers“ entsprechen – auch Akademiker, deren Ausbildung am Arbeitsmarkt nicht besonders stark nachgefragt ist, neigen zu mangelndem Selbstbewusst-

mit wenigen anderen beruflichen Optionen ausgestatteten (...) Mitglieder einer Gruppe sind, die sich besonders durch das Gemeinschaftsgefühl angesprochen fühlen.“ Sie versuchen, mangelndes Selbstbewusstsein

sein. Zwischen deklassierten Industriearbeitern, die sich davor fürchten, durch Roboter und Algorithmen ersetzt zu werden, und taxifahrenden Soziologen gibt es immer weniger Unterschiede.

Das ist aber nicht alles.

Die Identitätskrise als Selbstzweifel nagt auch an den Grundfesten der klassischen Organisationen, der Unternehmen wie Institutionen. Ein scheinbar unverdächtiger Zeuge dafür ist die Praxis der seit Jahren boomenden „Corporate Identity“. Die soll für ein einheitliches Erscheinungsbild des Unternehmens sorgen, aber auch eine Art „Sprachregelung“ erzeugen. Es handelt sich also um ein Instrument der Vereinheitlichung, und zwar nicht nur dort, wo diese, etwa in Bezug auf den Wiedererkennungswert des Designs und des Geschäftszwecks, wünschenswert ist. In der Praxis wird CI oft auch als Institut zur Abschaffung von Differenz im Denken und Handeln begriffen. Das ist paradox. Statt Unterschiedlichkeit als Ressource und geradezu als Wert zu betrachten, wie dies in der Wissengesellschaft angemessen wäre, wird daraus ein enger Korridor, der kaum noch geistige Bewegungsfreiheit zulässt.

Identität und Integration bedeuten dann das Aufgehen in Vereinheitlichung, also dem Geist des alten Industriealters. Das steht in einem natürlichen Konflikt zu dem, was Maslow an die vierte Stelle seiner Bedürfnispyramide gesetzt hat: die Individualbedürfnisse, das Streben nach Anerkennung, Unterscheidbarkeit und Achtsam-

keit für die Person, nach Wertschätzung und Wahrnehmung. Das sind übrigens die Triebmittel, die zur Identitätspolitik geführt haben, die aber, das ist eben Teil des Paradoxes, sehr leicht zu neuen „stahlharten Gehäusen“ im Sinne Max Webers führen, aus denen es kein Entrinnen ohne Schaden gibt. Sie verhindern wirksam die Entwicklung und die grundlegende Auseinandersetzung mit dem, was in einer sich ihrer Komplexität und Vielheit bewussten Welt und Wirtschaft dringend nötig wäre, jene mit dem Selbst, der eigenen Person, der persönlichen Identität also. Selbstverwirklichung, so heißt diese Stufe fünf, die höchste Ebene, bei Abraham Maslow, ist eigentlich eine ganz simple Sache. Es geht darum, das, was man ist, sein zu dürfen, in seinen Fähigkeiten, Talenten, Wünschen und höchst eigensinnigen Bedürfnissen.

Auf dieser Ebene findet wahrhaft liberales Denken statt, das nicht aus Rückgriffen auf überholte Konzepte von Gestern bestehen kann – weder in „Nostalgie“ noch in einer Beschwörung der identitären Gesellschaft nach dem Muster Jean-Jacques Rousseaus und seines Gemeinwillens. Er führt, das haben Hannah Arendt und Karl Popper schlüssig gezeigt, immer in die Unfreiheit.

Die Frage nach der persönlichen und kulturellen Identität wird uns noch viel abverlangen.

Aber es geht auch um alles, um den Ausgang der Aufklärung, also die Befreiung des Individuums von seinem Schicksal. Es geht um unsere eigene Haut. Sollte man das nicht ernstnehmen?

Offene Gesellschaften bedürfen – wie Francis Fukuyama es fordert – universeller Grundwerte der Menschenrechte und des Humanismus. Etwas, das alle angeht und wofür jeder bereit ist einzustehen. Denken wir derlei ganz ohne Pathos, sondern nüchtern. Stellen wir uns diese Werte als Werkzeug vor, mit dem das stahlharte Gehäuse vorgefertigter Biografien – der neuen Schicksale – vermieden werden kann. Offene Gesellschaften kann man nicht mit der Logik geschlossener Anstalten betreiben. Vielheit in Einheit bedeutet nichts anderes, als dass jeder das für ihn passende Leben leben soll – und sich trotzdem nicht als Widerspruch zu den Anderen erlebt.

Vielleicht hilft dabei doch ein Blick in die Wirtschaft. Eine komplexe Organisation besteht aus Spezialisten, deren Fähigkeiten nutzlos werden, wenn sie sich mit anderen Spezialisten nicht mehr austauschen können. Reden bringt die Leute zusammen. Dazu braucht man eine gemeinsame Sprache. Wer sich selbst erkennen will, muss in Zusammenhängen denken. Bubbles führen nirgendwo hin. Am wenigsten zu sich selbst.

1 Karasek, H., Der Spiegel, 40/1983: Menschliches Chamäleon. 03.10.1983

2 Charles Krauthammer: Beyond The Cold War, The New Republic, 19.12.1988

Personalities

In our search for identity we must overcome the identitarian

In 1982, the American film director Woody Allen released *Zelig*, his eleventh movie in the director's chair. It is a so-called mockumentary – a fictitious story shot in the form of a documentary. The hero of the film, set in the 1920s and 1930s, is the New York office worker Leonard Zelig, who desires nothing more than to be liked by others and therefore adapts his personality to suit the group he happens to be with at any given time. As a boy, the child of Jewish bourgeois parents was bullied by anti-Semites. His parents blame him for this. Zelig consequently deals with this through assimilation and self-denial. In his review of the film, the German critic Hellmuth Karasek described this as a widespread phenomenon: 'Zelig,' he writes, 'is one of those people who believe they can only maintain their identity by constantly denying it.'

We see Zelig become an Orthodox rabbi himself when among Orthodox rabbis; his stomach grows when he is among obese people, and his skin color changes in a jazz club. He becomes a media phenomenon but has to flee the country after accusations of polygamy, ending up in Nazi Germany, of all places. His psychiatrist and girl-

friend Eudora Fatcher ultimately sees *Zelig* in a newsreel posing as an SA man next to Adolf Hitler. She rescues Zelig from this situation and together they escape and return to the USA. Logically, Leonard Zelig's total opportunism results in a happy ending.

Allen's satire appeared at the right time. Long-established certainties were being thrown off-kilter. The 1960s and 1970s brought an unprecedented degree of diversity and complexity to an increasingly affluent society. In the wake of the American civil rights movement and the events of 1968, the term later known as identity politics emerged. In the first instance, it was about respect and recognition as well as appreciation and the ending of discrimination and exclusion. African Americans, Native Americans, gays, lesbians, and members of minority groups of all kinds developed a cultural identity, a sense of togetherness. Identity was now always both: inclusion and exclusion; belonging and distancing oneself from others. No notice was taken of anything that was not different. At the same time, this disrupted the idea of one culture, one community, one group, one normality.

Or one nation and one world order. The resulting confusion proved to be long-lasting. The release of *Zelig* coincided with the beginning of the end of a world order that had shaped the world's identity after 1945 – that of the Cold War. In the East, workers at the Lenin Shipyard in Gdańsk went on strike in 1980, marking the start of what culminated in the fall of the Berlin Wall almost a decade later.

In the West, on the other hand, the reaction to the new confusion over old identities took a different form: Margaret Thatcher was elected Prime Minister of the United Kingdom in 1979. Ronald Reagan followed two years later in the USA and then came Helmut Kohl one year after that in the Federal Republic of Germany. The conservatives were expected to get to grips with the identity crisis. Incidentally, Reagan did this with the motto 'Let's make America great again' – Donald Trump cannot take the credit for inventing this.

When the Cold War ended, the identity crisis heated up – and the temperature continues to rise to this day. This was thoroughly predictable. Making reference to the USA in connection with the end of the Cold War, Samuel P. Huntington quoted the Roman general Sulla. In 84 BC, after Rome had eliminated all its opponents, he posed the following question: 'Now that we no longer have any enemies in the world, what will be the fate of the republic?' One year before the end of the Cold War, the publicist Charles Krauthammer described the status quo of the impending identity crisis: 'Nations need enemies. Take away one, and they find another.'²

Is there a notion of how different identities can coexist so that they do not necessarily see themselves as enemies or opposing forces? Does every attempt at differentiation have to be followed by dissociation and exclusion? These are key questions concerning any deliberation on the subject of identity.

There is no doubt that the liberal democracies emerged victorious at the end of the Cold War. As Francis Fukuyama coherently pointed out in his analysis of the 'End of History', the communist empire did not collapse solely due to economic scarcity and its inability to meet the elementary material needs of its citizens. More significantly, the system systematically discredited the self-confidence, the personal identity of the citizens. The individual counted for nothing. People received no respect. Human beings were given no recognition. It was okay to have an identity as a communist, a Soviet citizen. Having your own personality, on the other hand, was viewed as subversive and undermining the state, although this stance was not unique to the Soviet dictatorship.

'When the Cold War ended, the identity crisis heated up – and the temperature continues to rise to this day.'

Mass society has always considered personal identity to be at odds with cultural identity. Cultural identity and personal identity are a contradiction like conformity and distinctness, and this dilemma has once again overwhelmingly taken center stage nowadays. Regardless

of whether it concerns left-liberal identity politics or the neoconservative attempt to invoke an ‘irrefutable

‘The movement toward standardization then represents identity and integration.’

According to Karasek, believe they can only maintain their identity by practicing self-denial.

nostalgia,’ as the American economist and political scientist Mark Lilla calls it, the result engenders people who think and act like Zelig, individuals who, according

At this juncture, it is interesting to call to mind the simple yet compelling hierarchy of needs model published by the American social psychologist Abraham Maslow in 1943. In order to illustrate the hierarchy, Maslow devised a pyramid of human needs, with ‘physiological needs’ occupying the wide base and containing everything we need for survival and self-preservation. After this ‘basic need’ that must be permanently satisfied comes the need for safety, which essentially involves controlling the environment. The formation of identities already plays a key role here. In order to be ‘safe’ – in other words, acquire certainty or merely a feeling of certainty – a person must be prepared to explain or understand the world. There is a problem here, however.

That’s because the need for safety always favors the existing – the known – over the new and unknown. In the identity debate, this would preferably be the very ‘nostalgia’ that Lilla talks about, the supposed ‘good old times’ when everything was ‘all right.’ We live in an age of profound technological and organizational transformation, characterized by a long-term transition from the old mass society of industry to the personalized world of the knowledge economy. Globalization and digitalization are aspects of this change. It is clear that safety needs are seriously challenged here. This level can quickly slip into the compulsive realm anyway. Maslow suggested that people who primarily dwell on this second step of the pyramid often suffer from compulsive orderliness. Surprises and innovations should quickly be mitigated by rules. The new is seen as a threat to the status quo. It is kind of like a compulsion to wash, which fuels the illusion that the world and its affairs can be



controlled down to the smallest detail. This only becomes clear, however, when the third step of Maslow's hierarchy of human needs, the social level, is also examined. This concerns the entirety of our relationships with one another – the question of what and who we identify with. Severe uncertainty and the desire for control on the second level inevitably lead to those terms that thrive in the context of the contemporary identity crises: 'a sense of togetherness,' 'team spirit,' 'community.'

When put into perspective, this group cohesion is all the stronger, the bigger the contrast with a competing group appears to be. It's not just every nation that needs an enemy, but also every team, every community, and every well-intentioned group. The idea that identities, ambiguities peacefully coexist next to each other still requires a great deal more development, it must be cautiously noted.

The political scientist Hendrik Gast has suggested that it is primarily the 'less able, uncertain members of a group, those who have been socialized into authoritarian ways of thinking and have few other career options [...] who are especially seduced by the sense of togetherness.' They try to compensate for a lack of self-confidence by adopting a cultural identity. By no means do they have to fit the cliché of the 'modernization loser' – even academics whose qualifications are not particularly in demand on the employment market tend to want to make up for a lack of self-confidence. There are fewer and fewer differences between declassed industrial workers, who fear being replaced by robots and algorithms, and taxi-driving sociologists.

But that's not all.

The identity crisis in the form of self-doubt also gnaws away at the foundations of classic organizations, whether they are companies or institutions. A seemingly unsuspicious example of this is the practice of corporate identity, which has been booming for years.

It is designed to ensure that a company's image is consistent as well as to establish a kind of official corporate language. In other words, it is a standardization tool, but not only in areas where such standardization is

desirable – in the distinctive nature of the design and business objective, for instance. In practice, CI is often also seen as a means of eliminating differences in the way people think and act. This is paradoxical. Instead of viewing diversity as a resource and something to be valued, as would be fitting in the knowledge economy, a narrow corridor is created that leaves hardly any intellectual room to maneuver.

'It's about the liberation of the individual from their fate. It's about our own skin. Shouldn't we take that seriously?'

The movement toward standardization then represents identity and integration, the spirit of the old industrial age. This is in natural conflict with that which Maslow has placed on the fourth level of his pyramid: the individual needs, the desire for recognition, distinctness and care of the person, for esteem and appreciation. Incidentally, these are the agents that led to the emergence of identity politics but also – and this is part of the paradox – very easily lead to new 'iron cages,' as described by Max Weber, from which there is no escape

without harm. They effectively prevent the development of and fundamental engagement with the very thing

‘Plurality in unity means nothing more than allowing everyone to live the life that suits them – without feeling in opposition to the rest.’

matter. Maslow describes it thus: ‘What a man can be, he must be’ in terms of his skills, talents, desires, and highly strong-willed needs.

Truly liberal thinking takes place on this level, which cannot exist by resorting to rehashed concepts of the past – neither in ‘nostalgia’ nor in an invocation of the identitarian society based on Jean-Jacques Rousseau’s model and his general will. It always leads to unfreedom, as Hannah Arendt and Karl Popper have conclusively shown.

The question of personal and cultural identity will continue to demand a great deal from us. But everything

that is urgently needed in a world and economy conscious of its complexity and plurality – the self, the individual person, the personal identity. Self-actualization, as Abraham Maslow’s fifth (and highest) level is known, is actually a very simple

is at stake here. It’s about the outcome of the Enlightenment, the liberation of the individual from their fate. It’s about our own skin. Shouldn’t we take that seriously?

Open societies need universal core values of human rights and humanism, as demanded by Francis Fukuyama. This is something that affects everyone and for which everyone is prepared to advocate. Let us consider such things soberly without any pathos whatsoever. We should imagine these values as tools with which we can escape the iron cage of already written biographies – the new fate. It is not possible to run open societies by following the logic of closed institutions. Plurality in unity means nothing more than allowing everyone to live the life that suits them – without feeling in opposition to the rest.

A look at the economy may help here. A complex organization consists of specialists whose skills become worthless if they are no longer able to talk to other specialists. Talking brings people together. A common language is needed for this. Those who wish to understand themselves must embrace joined-up thinking.

Bubbles lead nowhere. Least of all to oneself.

¹ Karasek, H., *Der Spiegel*, 40/1983: “Menschliches Chamäleon”. October 3, 1983

² Charles Krauthammer: “Beyond The Cold War”, *The New Republic*, December 19, 1988

30 Jahre nach '89: Liberale Demokratien in Gefahr

Wie Ausgrenzung und Identitätsverlust den Populismus förderten und was man dagegen tun muss

Derzeit sieht sich fast jedes demokratische Land mit einer populistischen Bewegung konfrontiert, die vorgibt, der vermeintlich bessere Vertreter der Interessen einer immer größer werdenden, sich vernachlässigt fühlenden Gruppe zu sein.

Gerade in Staaten wie Ungarn, Polen oder Rumänien steht die Zukunft der Demokratie in Zweifel. In den zunehmend autokratisch und populistisch regierten Ländern geraten Medien unter Druck, der Hass auf Ausländer und Migranten steigt, und bei der Unabhängigkeit der Gerichte gibt es Rückschritte.

Der Erhalt der liberalen Demokratie in diesen Ländern wäre besonders wichtig, da die Region Mittel- und Osteuropa mit einer Vielzahl weiterer Herausforderungen konfrontiert ist.

Das Lohnniveau hat sich in einigen osteuropäischen Staaten nicht an jenes im Westen angepasst, auch wenn das Wiener Institut für Inter-

nationale Wirtschaftsvergleiche (wiiw) einen langsam Anstieg der Bruttoreallöhne in den meisten Ländern Mittel- und Osteuropas verzeichnet.

Dennoch lag der Bruttodurchschnittslohn für eine Vollzeitstelle in Bulgarien im Jahr 2016 laut wiiw bei umgerechnet 491 EUR, was nicht einmal 14 % des österreichischen Niveaus ausmacht. In Rumänien waren es 642 EUR, das sind 18,1 % des österreichischen Niveaus.

Zudem sehen sich viele Länder der Region mit einer Abwanderung konfrontiert, was wiederum zu Fachkräftemangel führt. Die kontinuierlich rückläufige demographische Entwicklung und Abwanderung Richtung Westen haben zur Folge, dass es weniger Menschen im erwerbsfähigen Alter gibt. Einige dieser Länder, wie etwa Serbien oder Rumänien, haben fast 20 oder 30 % ihrer Bevölkerung verloren.



Alois Mock (AT) und Gyula Horn (HU) durchtrennen 1989 den Stacheldraht des Eisernen Vorhangs.
Alois Mock (AT) and Gyula Horn (HU) cut through the barbed wire of the Iron Curtain in 1989.

So erklärt der bulgarische Politologe Ivan Krastev in einem Artikel für das US-Magazin Foreign Policy, dass mehr Osteuropäer ihre Länder infolge der Finanzkrise 2008 in Richtung Westeuropa verlassen hätten, als insgesamt Flüchtlinge aus Syrien in Europa angekommen seien.

Diese strukturellen Probleme sind teilweise eine Erklärung für den Anstieg des Populismus in Mittel- und Osteuropa. Wenn es allerdings nach dem amerikanischen Politikwissenschaftler Francis Fukuyama von der Stanford University geht, so ist es eine fehlgeleitete Identitätspolitik – also eine Politik, die sich stärker auf gewisse Gruppen fokussiert und dabei die Rechte des Einzelnen aus dem Auge verliert –, die eine der größten Gefahren für die liberale Demokratie darstellt, auch und insbesondere in Mittel- und Osteuropa.

Für Osteuropa ist Abwanderung heute ein großes Problem

In seinem neuen Buch „Identität: Wie der Verlust der Würde unsere Demokratie gefährdet“ erklärt Fukuyama, dass sich die Linke in Europa, aber auch in den USA, seit den 1990er-Jahren zunehmend auf die Wünsche eines immer größer werdenden „Kreises ausgegrenzter Gruppen“ fokussiert hätte, wie etwa der Frauen, der Schwulen und Lesben oder anderer Minderheiten.

Dadurch sei der „Kontakt zu den weißen Wählerschichten, die früher den Kern ausmachten“, verloren gegangen. Die weiße Arbeiter-

klasse hätte somit irgendwann festgestellt, dass die linken Parteien nicht mehr ihre Interessen vertreten, und dadurch entstand eine Abwanderung zu Parteien rechts außen.

„Thymos“ ist für Fukuyama der griechische Schlüsselbegriff in dieser Debatte. Er beschreibt den Begriff in seinem Buch als „das Zentrum sowohl des Zorns als auch des Stolzes“ und veranschaulicht es mit konkreten Beispielen: „Menschen wünschen sich nicht nur externe Dinge wie Speisen, Getränke, Lamborghinis oder den nächsten Schuss, sie sehnen sich auch nach positiven Urteilen über ihren Wert oder ihre Würde.“

Der Verlust der Würde und der eigenen Identität ist es, der die ehemalige Wählerkernschicht in die Arme der Parteien rechts außen getrieben hat.

„Viele der Menschen, die von den Sozialdemokraten zu den Rechten übergetreten sind, haben aber auch das Gefühl, dass ihre nationale Identität durch die Migration verwässert werde,“ betonte Fukuyama in einem Mediengespräch Anfang 2019.

Diese Aussagen haben dem amerikanischen Politikwissenschaftler auch harsche Kritik eingebracht, vor allem von Vertretern linker Parteien, die sich beschuldigt fühlten, für den Aufstieg der Populisten verantwortlich gemacht zu werden.

„Ich beschuldige die Linke nicht“, sagte Fukuyama dazu. „Ich erkläre, was historisch passiert ist, nämlich, dass sich die Rechte nun Themen von der Linken ausborgt.“

Fukuyama schlägt in seinem neuen Buch auch eine Reihe an Maßnahmen vor, wie man dem Aufstieg des Populismus entgegenwirken kann.

So sagt Fukuyama, dass es ein gemeinsames Bekenntnis aller Gruppen zum Staat, zu Grundwerten und zur Verfassung geben sollte. Der Vorschlag geht in Richtung des von Jürgen Habermas geprägten „Verfassungspatriotismus“. „Man braucht eine nationale Identität, die auf universellen demokratischen Ideen basiert. Denn wir brauchen eine Grundlage, die ein Land zusammenhält“, so Fukuyama.

Undemokratische Werte dürfen nicht akzeptiert werden

Es geht laut Fukuyama um die Schaffung einer übergeordneten Identität, zu der sich alle bekennen können und die möglichst wenig mit Religion oder Ethnizität zu tun hat.

Dieses Bekenntnis muss zu einem Grundsatz für alle Menschen werden, auch für jene, die zuwandern wollen. „Man darf Menschen, die grundsätzlich mit anderen Werten ins Land gekommen sind, nicht so weit entgegenkommen, dass man undemokratische Werte akzeptiert“, sagt Fukuyama.

Fukuyama ist auch der Meinung, dass es langfristig eine europäische Identität geben sollte, welche die Identitäten der einzelnen Mitgliedsländer tatsächlich ersetzen kann: „So wartet Europa immer noch auf eine integrierende Identität.“ Er schlägt vor, dass die EU „eine gemeinsame Form von Staatsbürgerschaft“ festlegen könne, die „auf der Zustimmung zu Prinzipien wie Freiheit und Demokratie basiert“.

„Für mich ist das Wichtigste, was Europa braucht, eine Art Position der Mitte, die eine ethnisch basierte nationale Identität zurückweist [...]“, erklärt Fukuyama.

Durch diese gemeinsame Identität und das Wir-Gefühl könnte die liberale Demokratie erhalten und rechtspopulistischen Parteien der Wind aus den Segeln genommen werden.

Am Beispiel Ungarns schildert Fukuyama, dass dieses Wir-Gefühl unverzichtbar wäre, denn der Populismus Viktor Orbáns ist einer, der „auf der ungarischen nationalen Identität und der ungarischen Ethnizität basiert, was automatisch jeden ausschließt, der kein ethnischer Ungar ist“.

Ivan Krastev aus Bulgarien: „Zeitalter der Nachahmung“

Bundespräsident Alexander Van der Bellen bot dazu einen etwas anderen Blickwinkel, als er Fukuyamas Thesen in prominenter Runde auf dem Erste Campus diskutierte. „Diversität ist doch etwas Schönes. Die Vorstellung, dass ein Staat ein homogenes Gebilde aus homogenen Menschen ist, ist für mich etwas Schreckliches“, konterte er.

Ivan Krastev sieht neben dem Verlust der Würde noch einen anderen Grund für den Aufstieg des Populismus.

„Wir leben im Zeitalter der Nachahmung. In Mittel- und Südosteuropa wollten wir das Modell

der liberalen Demokratie nachahmen. Die Revolte in diesen Ländern und die Attraktivität, jetzt Populisten zu wählen, liegt genau in der Ablehnung dieser Imitation“, erklärte Krastev am Erste Campus in Wien. Dieses Modell der Nachahmung habe aber zufolge, dass es „nie eine wahre Anerkennung für den eigenen Erfolg“ gebe.

Karolina Wigura aus Polen: „Zukunftsangst in Europa“

Laut Krastev müsse Europa auch hier ansetzen, um die liberale Demokratie gerade in den Ländern Mittel- und Südosteuppas zu erhalten. „Die Herausforderung ist es, einen Weg zu finden, der die autoritäre Wende im Osten kritisiert, ohne dabei ständig darauf zu beharren, dass die Imitation des Westens der einzige Sinn der Demokratie ist.“

Die polnische Philosophin Karolina Wigura brachte noch einen zusätzlichen Aspekt in die Diskussion ein. Sie erklärte, dass vor allem die Zukunftsangst ein bestimmender Faktor in der gesellschaftlichen Debatte in Polen (aber auch in Großbritannien) sei. „Nach 1945 hatten die Europäer Angst vor der Vergangenheit. Heute hat man Angst vor der Zukunft“, erklärte sie.

Bundespräsident Van der Bellen ergänzte in der Diskussion am Erste Campus: „Linke und Liberale müssen aufhören, sich vor jedem und allem zu fürchten.“ Man müsse den Menschen viel überzeugender erklären, warum wir das vereinte Europa mit offenen Grenzen und freiem Handel brauchen. Dabei könne man eben auch von Populisten lernen. „Europa muss emotional erklärt werden, und das ist, sorry to say, ein bisschen populistisch“, konklidierte Van der Bellen.

30 years after '89: Liberal democracy in danger

How exclusion and the loss of identity foster populism in Europe and what needs to be done to counter this trend

Currently almost every democratic country is faced with a populist movement, pretending to be the better advocate of the interests of an ever-growing group of people that feel neglected.

Particularly in states such as Hungary, Poland or Romania, the future of the democratic system is uncertain. These countries are increasingly governed in an autocratic and populist way, with free media and the independent judiciary under pressure and hatred against migrants and foreigners on the rise.

Maintaining liberal democracy in this region would be of particular importance, particularly in light of the fact that Central and Eastern Europe is confronted with a variety of additional challenges.

While the Vienna Institute for International Economic Studies (wiiw) records a slow increase in gross wages in most Central and Eastern European countries, wages are not yet fully aligned with those in Western Europe.

According to the wiiw, the gross average wage for a full-time position in Bulgaria was EUR 491 in 2016, which does not even amount to 14% of the average wage in Austria. In Romania, the gross average wage was EUR 642, which amounts to 18.1% of the Austrian standard.

In addition, 30 years after the politico-economic transformation of Central and Eastern Europe, many countries of the region experience mass emigration, a trend that leads to a lack of skilled workers.

It also leads to shrinking populations in general and to a decline in the working-age population more specifically. Countries such as Serbia or Romania have lost 20 to 30% of their population. According to the Bulgarian political scientist Ivan Krastev, more Eastern Europeans left their homes for Western Europe in the aftermath of the 2008 financial crisis than the total number of refugees that arrived in Europe as a result of the war in Syria.

Die erste deutsch-deutsche Silvesterfeier am 31.12.1989 am Brandenburger Tor in Berlin.
The first German-German New Year's Eve on 31 December 1989 at the Brandenburg Gate in Berlin.



These structural problems partially explain the rise of populism in Central and Eastern Europe. What conclusions can we draw from these regional developments 30 years after the fall of the Iron Curtain? Are identity politics a detriment or a benefit to the European Union?

As part of the Tipping Point Talks, these and other questions were discussed by the American political scientist Francis Fukuyama, Austrian President Alexander Van der Bellen, the Polish philosopher Karolina Wigura and Ivan Krastev on Erste Campus on 7 March 2019.

Emigration is a problem in Eastern Europe today

According to Fukuyama, the biggest threat to liberal democracy, particularly in Central and Eastern Europe, are identity politics that are focused on certain groups of people while neglecting the rights of the individual. This thesis is further elaborated in Fukuyama's latest book: 'Identity: Contemporary Identity Politics and the Struggle for Recognition'. In this book, Fukuyama explains that the left in Europe and the United States has been focussing more and more on the interests of a growing 'group of marginalised people', such as women, gays, lesbians or other minorities.

This led to a 'loss of contact with white voters that used to be at the core'. The white working class had thus realised at some point that the left-leaning parties were not representing their interests anymore and therefore started to vote for parties on the far right instead.

For Fukuyama, the Greek term 'thymos' is key in this debate. He describes it as 'the seat of anger and pride' and illustrates it with concrete examples: 'Human beings do not just want things that are external to themselves, such as food, drink, Lamborghinis, or that next hit. They also crave positive judgments about their worth or dignity.'

A common identity creates a sense of belonging

According to Fukuyama, it is the loss of dignity and identity that drives people to vote for parties on the far right. 'Many people who started voting for the far right instead of the social democrats also have the feeling that their national identity is being watered down by migration', says Fukuyama.

'For me, the most important thing needed in Europe is a middle position that rejects a racist or ethnically-based national identity', Fukuyama explains.

A common identity and sense of unity could help support liberal democracies and steal the thunder from far-right and populist parties.

Using the example of Hungary, Fukuyama says that a sense of unity would be particularly important because Viktor Orbán's populism 'is based on a Hungarian national identity and ethnicity, which automatically excludes everyone who is not ethnically Hungarian'.

During the discussion, President Alexander Van der Bellen provided a slightly different point of view. Contradicting Fukuyama, he said, 'Diversity is beautiful. The notion that a state is a homogeneous entity with homogeneous people is quite horrible.'

In addition to the loss of identity and dignity, Ivan Krastev identifies another reason for the rise of populism: 'We live in the age of imitation. In Central and South Eastern Europe, we wanted to imitate the model of liberal democracy. The revolt and rise of the far right in these countries is because Eastern Europeans no longer want to imitate the West', Krastev explained on Erste Campus. The model of imitation has led to the fact that there 'never was true recognition for the region's own successes'.

Krastev therefore calls on Europe to take this point into consideration when trying to support liberal democracy in Central and South Eastern Europe. 'The main challenge is to find a way to criticise the authoritarian turn in the East without insisting that imitating the West is the only true mark of democracy.'

Karolina Wigura, a Polish philosopher, adds another aspect to the discussion. She identifies the fear of the future as a determining factor in the societal discourse in Poland (and Great Britain). 'After 1945 Europeans were fearful of the past. Today people are afraid of the future', she said at the Tipping Point Talks.

President Van der Bellen added to this, 'Left-leaning people and liberals have to stop fearing everyone and everything.' It would be important to explain to people in a much more convincing way why a united Europe with open borders and free trade is necessary. In doing so, one could also learn from populists. 'Europe

has to be explained in an emotional way and that is, sorry to say, a little bit populist', Van der Bellen concluded.

Fukuyama furthermore explains that in the long run, a European identity will be needed that can actually replace the national identities of individual member states. 'Europe still awaits a common identity.' He encourages the EU to 'define a common citizenship' that should be based on the acceptance of principles such as freedom and democracy.

Undemocratic values must not be accepted by host societies

Fukuyama believes that a common attachment of all groups to norms such as the state, fundamental rights and the constitution would help to counter the rise of populists. The suggestion is similar to Jürgen Habermas' notion of 'constitutional patriotism'. 'What is needed is a national identity that is based on universal democratic ideas. Because we need a basis that holds a country together', says Fukuyama.

It is about a common identity that everyone can identify with, and that has very little to do with religion or ethnicity. Acknowledging this identity should become a principle for all people, also for those who want to immigrate. Because it would be wrong to accommodate migrants who may have very different values, some of which may even be undemocratic.

Lights! Music! – The Think Camp

opens for business in

Erste Campus Grand Hall.



Think Camp Europe

Insights from 50 fireside talks on Central and Eastern Europe

KATHARINA KROPSHOFER

On the occasion of Francis Fukuyama's visit to ERSTE Foundation in early March 2019, the organisation invited 150 bankers as well as civil society activists and academics from Central, Eastern and South Eastern Europe to spend the day together at Erste Campus. Hosts Boris Marte and Verena Ringler had devised a unique Think Camp format for interaction and exchange on pressing questions regarding Europe's future. Sixteen heterogeneous groups of participants made their way to three of 16 campfires – uniquely set up ensembles of tables, chairs and sofas. At every campfire, one or more table hosts – activists or experts on the region's societal questions – sparked half-hour conversations on their topics, ranging from migration and emigration to civic literacy and civic empowerment. The Think Camp was held in an informal setting in order to maximise contact, exchange and dialogue among people that would otherwise not have met.

Camp sites can foster an atmosphere of trust, openness and social comfort. With appropriate furniture and light design, we turned the Erste Campus Grand Hall into a place where civil society representatives and bankers could listen to and learn from each other. In most of these quick dives into different policy and societal dynamics, curiosity was sparked and surprises came to the fore. In some cases, discussants agreed to disagree or admitted to a plain lack of chemistry between each other. Nearly all participants left the Think Camp wishing for longer exchanges of this kind.

The thematic course with 50 table conversations of 25 minutes each were followed by a conversation on stage between Francis Fukuyama and Andreas Treichl, moderated by Verena Ringler and Ivan Vejvoda, the Europe's Futures programme director at the Institute for Human Sciences (IWM). The questions discussed by Fukuyama and Treichl had been proposed by the Think Camp participants themselves. The gamut ran from the question 'Is globalisation at the core of our troubles?' to the challenge of digitalisation all the way to the question 'Shall we invent something better than democracy?'

Some standing, some sitting in groups or by themselves in the darkness of the Grand Hall, participants' eyes were glued to the lit-up stage as they were listening attentively. Many smiled, sensing that they were witnessing something extraordinary.

Here are glimpses of the journey to some of these fireside conversations on Central, Eastern and South Eastern Europe:

IMPORTANT QUESTIONS

? Tax GAFA? Tax digital business?

ENT DEMOCRACY?

DEMOCRACY A BIGGER VOICE

RE FOR CITIZEN DEMOCRACY?

human rights free trade...

“DEMOCRACY” MEAN IN 2030

POLITICALLY INCORRECT QUESTIONS

Are we becoming on the way, given
of companies / States

at all democratic
to the people

ATION

YOU
DO YOU

THE

YOU
DO YOU

THE

YOU
DO YOU

THE

YOU
DO YOU

THE





**A team of young journalists
captures impressions from the fireside talks
on Central, Eastern and Southeastern Europe**

Fate and furies: why civic literacy complements financial literacy



Fukuyama reiterates that Aristotle insisted on politics as the master science: **‘Unless you understand the role that you must play as a participant of society, you cannot live the good life.’**

Civic literacy, a term rarely found in everyday conversations, is one of the recurrent topics here today, not least because Francis Fukuyama has been thinking a lot about the competences and attitudes individuals should exhibit in political life.



'Is this true? If yes, how much does this apply to both civic and financial literacy?', asks table host Louisa Slavkova, a champion of civic education from Bulgaria, as a good handful of people sit down around her.

Provokingly, she asserts that **'financial literacy is just one part of the overall puzzle of civic literacy'**.

Gone is the relaxed armchair feeling now. Bodies are tense and upright. The group is in full swing now. **'You can't expect change from within. People who are free to leave their country don't feel the responsibility to stay and change something'**, exclaims a start-up entrepreneur.

Her statement is met by seconds of silence. Then, a former diplomat moves forward in his chair. **'Societies in Eastern Europe', he says, 'are overburdened nowadays. Never before were they able to freely express, and live, their nationalist feelings and identity.'**

The discussion heats up. A gong, signalling the end of this first round, fails to intercept the group conversation. Finally, the discussants stand up and move to their next campfire, huddling together, lips and hands still moving.

One of the armchairs remains occupied. The table host looks content.

Democracy of doubts: can citizens save democracies?



‘Can citizens save democracies?’ is the question at this campfire, led and moderated by Karolina Wigura, a philosopher from Poland. ‘Let’s move beyond our personal frustrations as citizens, let’s take this question as a launchpad.’ Now, the group bursts into action, aiming to edit the table question.

The blonde man now listens alertly to a woman who wonders, ‘Who is a citizen, what is to be saved?’ And finally, is the word save the right one, the best one?

‘This is my least favourite question’, says a blonde man and sits down grudgingly. He scans the walls of this site here in the Think Camp, which resembles the style of an art-loving great aunt.



'Sometimes people are frustrated by the limited choice of candidates and policies they find in elections', someone says.

Another participant chimes in, saying voting leaves many people powerless, hence they turn to petitions and protests. Others nod in agreement. **'You can empower citizens in more ways than through political parties.'** The difficulty was to accept democracy as an unfinished project. After all, if it were complete – what would there be left to 'save'?

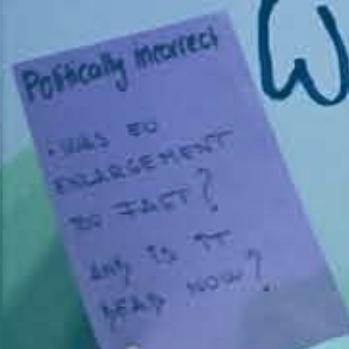
The doubter's face looks more puzzled as the conversation goes on. **'I raised a question which was not answered'**, says the blonde man. He moves on to the next table. Time for the next conversation.

POLITICALLY

Beyond stalemate and fatigue?

The consequences of Brexit for the CEE region

'This must be Brexit fatigue', says Luke Cooper, the table host, commenting on the small size of his first visitor group. However, swiftly, a rap of statements kicks off.



INCORRECT QUESTION

Has Brexit got an expiry date?

Is Brexit still good?

Person A: 'I would love to learn more about the real consequences of Brexit in the long run.'

Person B: 'Brexit makes us feel like 'us versus them'.

The table host: 'That is not true. Theresa May actually achieved a lot.'

Person B: 'I call it the 'ostrich syndrome' – head in the sand.'

Person C: 'I am concerned about the message Brexit might send to conservative parties.'

Person E: 'In the EU some countries are more European than others. Maybe it is not politically correct to say that, but it is a fact.'

Person D: 'The EU wants to avoid that, hence their strictness in the negotiations.'

The table host replies: 'Support for the EU has been growing in almost all countries since Brexit.'

Tick-tock: will there ever be a European migration policy?

'I hope there will be opinions we can't all agree on', says a young woman as she moves to the table hosted by analyst Gerald Knaus.

Knaus reminds the participants that French President Emmanuel Macron suggested excluding EU countries unwilling to adopt a common European asylum policy from the Schengen scheme.* **'Should he de-dramatise the debate?'**, asks Knaus. He adds that the total number of irregular migrants crossing the Mediterranean in 2018 was 115,000 – equivalent to the number of tourists in Paris on any given day.

* The Schengen area comprises nearly 30 European countries that have officially abolished all passport and other types of border controls at their mutual borders.

Participants nod. Someone says numbers alone are only part of the story. **'So many people have already arrived from countries within Europe. The question arises as to why we need people from outside of Europe at all'**, says a representative of a cultural foundation.





All participants concede that sending migrants to Central and Eastern Europe via a quota system would not work at all. Worse, one participant doubts whether small-scale projects by churches or NGOs aiming to receive migrants could succeed at all. Another person adds, **'Maybe the numbers are actually not that high, but the education level and mentality of people are different from ours.'**

Now, someone exclaims, **'Assimilation is not necessary; integration is!'** – Many nod.

'I see thousands arrive in Egypt every day who want to get visas for Europe illegally. If migration policy wasn't as strict, hundreds of thousands would come', adds a former diplomat.

The gong interrupts a now lively conversation. **'This was way too short'**, says the young woman as the group moves on.

How can businesses contribute to our European future?



One participant muses, 'Shouldn't purpose always be more important than profit?'

Tempers are rising, and so is discord.

The set-up of this corner resembles a Viennese coffeehouse. Table host Mona Caroline Chammas, an attorney from Belgium, greets her guests and launches an exchange on ethics and purpose in Europe's business world.



'The earth will not survive another century of economic practice like the current one', says a university professor.

'But we need some real growth, and that is being held back in Europe', suggests an economist.

'Many decision makers are elderly men whose thinking is stuck in the 20th century', is the reply.

One participant dares to smile.



The day Barack Obama left the White House, he posed a question to his staff: **‘What if we were all wrong?’** is the opener with which table host Ivan Krastev kicks off the conversation.

A man with white hair says, **‘Our mistake was that we thought ‘the East’ was done and dealt with after the EU enlargement.’** He continues, **‘Yes, quality of life has improved in Eastern Europe, but that has led to more inequality. Market liberalism came at the cost of freedom.’**

Someone challenges this view vigorously.



Back to the future: what if we have gotten it all wrong?

Ultimately, a lady suggests to focus on the future, and to allow for a culture of uncertainty.

Assumptions are everywhere. Business life thrives on business assumptions, international affairs observers assumed China would become more democratic as it got richer.

What, then, is the most problematic assumption? The table host smiles mischievously and says, 'It's the belief we could have been right in the first place.'

Doom or dawn? Emigration from Central, Eastern and South Eastern Europe

A photograph showing a group of people seated around a long table in what appears to be a conference or seminar setting. In the foreground, a woman with blonde hair, wearing a dark blazer, is looking down at a small notepad or document she is holding. To her right, a man with glasses and a brown jacket is also looking towards the left. In the background, another woman in a white blouse is visible, and further back, a man in a dark suit. The table is covered with papers, a white mug, and a small lamp. The lighting is warm, and the overall atmosphere is professional and focused.

'Get yourself a chair, come here', says Tim Judah, who hosts a table together with Alida Vračić. Their topic is emigration from CEE and SEE, which leaves the sending countries with problems of depopulation, age bulks and social security challenges. What's the perspective in the long run, will this region of Europe just become empty? Isolated? Poor? Hopeless?

A photograph of a diverse group of people in a conference audience. In the foreground, a woman with long brown hair and a man with glasses and a suit are looking towards the left. Behind them, several other individuals are seated, some with their hands clasped. The lighting is warm and focused on the audience.

One analyst's dark conclusion is another one's focus on opportunities. Enter: researcher and analyst Alida Vračić. She suggests people should be able to move, yet anchor themselves in their home region. In her view, the Irish model serves as an example of how a diaspora population advocates for a country's interests throughout the world, thus positively impacting the home economy. The goal for CEE and SEE, says Vračić, would be circular migration, where members of the educated Balkan diaspora return to their home countries with the knowledge and skills acquired abroad.

Someone objects to this, claiming that people left the region not only because of economic reasons. Also corruption, poor health care and bad education systems were push factors.

Conversations hosted by experts and activists

from all over Europe



Rosa Balfour | Piotr Buras | Mona Caroline Chammas | Luke Cooper | Julia De Clerck-Sachsse | Waltraud Heller

Caroline Hornstein Tomić | Tim Judah | Gerald Knaus | Bernhard Knoll-Tudor | Ivan Krastev | Stefan Lehne

Márta Pardavi | Louisa Slavkova | Zsuzsanna Szelényi | Alida Vračić | Karolina Wigura





Who are we here in Central, Eastern and South Eastern Europe?

A Think Camp of fireside talks
with leading experts and activists

WHO?	QUESTION?
1 Louisa Slavkova , co-founder of Bulgaria's Sofia Platform	Why is civic literacy the flip-side of financial literacy?
2 Mona Carline Chammas , international attorney and founder of the firm Govern&Law	How can businesses take action for our European future?
3 Stefan Lehne , visiting scholar at Carnegie Europe and IWM fellow	Could an illiberal Europe work?
4 Gerald Knaus , founder of the European Stability Initiative and IWM fellow	Will there ever be a European migration policy?
5 Karolina Wigura , philosopher and co-founder of Poland's Kultura Liberalna	Can citizens save democracies?
6 Márta Pardavi , co-chair of the Hungarian Helsinki Committee	Will our future be decided in the streets?
7 Ivan Krastev , chairman of the Bulgarian Centre for Liberal Strategies and permanent fellow at the IWM	What if we were all wrong – a reassessment of our expectations?
8 Rosa Balfour , senior transatlantic fellow at the German Marshall Fund of the United States and IWM fellow	Why do we need think tanks?
9 Piotr Buras , journalist and author in Poland, IWM fellow	Why is modern tribalism haunting CEE societies?
10 Julia De Clerck-Sachsse , EU diplomat and professor of European identity and integration questions	How can Europe raise its voice in the world?
11 Luke Cooper , Senior Lecturer at Anglia Ruskin University and IWM fellow	What are the consequences of Brexit for the CEE region?
12 Zsuzsanna Szelényi , former member of the Hungarian Parliament and IWM fellow	How can CEE's next leaders shape the region's future?
13 Waltraud Heller , European Union Agency for Fundamental Rights in Vienna	Why are the EU's fundamental rights so relevant?
14 Bernhard Knoll-Tudor , Hertie School of Governance	How can universities take action for our European future?
15 Caroline Hornstein Tomić , Ivo Pilar Institute of Social Sciences	How can young entrepreneurs in CEE/SEE contribute to societal cohesion?
16 Tim Judah , journalist with The Economist, author and IWM fellow Alida Vračić , political scientist and co-founder of the think tank Popularni in Bosnia and Herzegovina	Left behind in CEE and the Balkans? Tomorrow's impact of today's emigration wave



Normativity



Der klare Blick auf unsere Zukunft in Europa

„Die Tipping Point Talks sind der Versuch, uns unseres Gestaltungswillens klar zu werden“, so die Kuratorin der Serie.

„In einer Welt, die überflutet wird von bedeutungslosen Informationen, ist Klarheit Macht“, schreibt der Autor Yuval Noah Harari in seinem Buch „21 Lektionen für das 21. Jahrhundert“.

Klarheit meint das anwendbare Wissen um unsere Vergangenheit, das achtsame Bemerken unserer Gegenwart und eine konzentrierte Vorstellung unserer Zukunft. So banal dies scheint, so rar ist uns diese Klarheit heute.

Mit den vier Tipping Point Talks ermöglichen wir den klaren Blick.

Vergegenwärtigen wir uns die Verhältnisse, Trends und Hoffnungen heute - vor allem in Zentral-, Ost- und Südosteuropa, mit Blick auf den gesamten europäischen Raum. Nähern wir uns der Gegenwart aus vier Blickwinkeln: den Stärken, Schwächen, Chancen und Risiken. Wir werden bemerken, dass uns zu Schwächen und

Risiken viel einfällt und zu Stärken und Chancen sehr wenig. Unsere europäische Zukunft und die Gesamtheit der Akteurinnen und Akteure und Interessen aber verdienen den vollständigen Blick. Sonst überlassen wir Bühne wie Verhandlungstische jenen, die mit ihren kleingeistigen Bedenken Europa verunmöglichen, und jenen, die mit ihrer Zerstörungslust Europa zu verweisen bereit sind.

Was hält uns davon ab, Europa auch 30 Jahre nach dem Fall des Eisernen Vorhangs mit Anfang und Ambition zu assoziieren? Was sind uns Rechtsstaatlichkeit, Menschenrechte und Vielfalt, wenn nicht die Pflicht zum fairen und klaren Blick? Europäerin und Europäer zu sein heißt, vom Pendlerbus bis zur Führungsetage die leisen Stimmen, die stillen Wasser und die „Allianzen auf den zweiten Blick“ wahrzunehmen und diese bei Bedarf in den Vordergrund zu rücken.



Wir brauchen auch den klaren Blick nach vorne. Wenn wir die Chance auf die demokratische, politisch-zivile und multikulturelle Prägung unserer europäischen Zukunft in diesem Wahl- und Jubiläumsjahr nicht nutzen, dann haben wir sie wohl nicht verdient. Dafür fehlen nicht neue, kleinteilige Ideen, sondern neue, kühne Handlungsallianzen. Europas Fortkommen hat sich ausnahmslos an der überzeugten Aushandlung und dem Aufbruch zu mutigen Zielen entschieden: Der Visionär und Verhandler Jean Monnet brachte ab 1945 französische und deutsche Kohle- und Stahlindustrielle wiederholt zusammen. Erst fünf Jahre später war das Ergebnis öffentlich wahrnehmbar: in der Schuman-Erklärung vom 9. Mai 1950.

Eine friedliche und demokratische Zukunft verlangt nach dem frühen Erkennen und der klaren Unterstützung solcher Handlungskoalitionen. Etwa zwischen der Unternehmerschaft und dem Non-Profit-Sektor. Zwischen heutigen und zukünftigen EU-Mitgliedstaaten. Zwischen dem Vermögen der Älteren und dem Veränderungswillen der Jungen, die für die Klimawende auf die Straße gehen.

Die vier Tipping Point Talks sind der Versuch, uns der Lage, unserer Ziele, unserer Möglichkeiten und unseres Gestaltungswillens in dieser Region Europas klar zu werden.

„Uns fehlen nicht weitere kleingeistige Ideen, sondern neue, kühne Handlungsallianzen.“

Clarity of vision – our European future

‘The four Tipping Point Talks constitute an attempt to gain a clear picture of our creative resolve’, writes the series’ curator.

‘In a world deluged by irrelevant information, clarity is power’, Yuval Noah Harari writes in his book ‘21 Lessons for the 21st Century’.

Clarity encompasses an acute understanding of the past, an alert awareness of the presence, and a clear vision of our future. Banal as this sounds, it’s this clarity that we have shunned and turned into a rare, precious good.

With our four Tipping Point Talks, we open up a space for clarity.

In what kind of world and lives do we find ourselves in, which trends and hopes prevail – particularly in Central, Eastern and South Eastern Europe and in the larger European context? Let’s take stock of our current situation by approaching it from four different perspectives: strengths, weaknesses, opportunities and threats. Isn’t it strange that we have a lot to say about weaknesses and threats but little when it comes to strengths and opportunities? However, our European

future deserves that we consider the picture in its entirety – including all stakeholders and interests that exist today. If we fail to do so, we give up the stage and negotiating tables to those who render a united Europe impossible with their reflex to say ‘no’, and to those who gear up to destroy Europe with their destructive zeal.

What is keeping us from associating Europe with beginnings and ambition also 30 years after the fall of the Iron Curtain? What are rule of law, human rights and diversity to us if not a moral obligation to train, cultivate and maintain a fair and clear perspective? Being a European citizen is to notice – from the commuting bus to the C-level suite – that quiet voice, these players at second sight, and all those alliances that seem impossible today but are necessary for tomorrow. We are called to bring Europe’s arena of quiet, constructive future-building into focus.

We must also encourage clarity of vision. If we do not seize the chance to forge a democratic, political and civic as well as a multicultural mark on our European

future in this election and anniversary year, then we probably did not deserve that chance in the first place. This does not require new, small-minded ideas. Our future now requires new, big and bold alliances for action. Without exception, united Europe's advance has been built on reconciling different interests, combined with the political will to move forward. Time and again, for instance, negotiator and visionary Jean Monnet brought French and German coal and steel manufacturers together from 1945. To the public, the results of this remarkable process did only become visible five years later in the Schuman Declaration of 9 May 1950.

To build a peaceful and democratic future, such coalitions for action must be imagined, identified, and

realised – from an early stage onwards. This means a new strategic alliance between entrepreneurs and the non-profit sector. This also means alliances between current and future EU member states. Ultimately, this means alliances between prosperous members of the older generation and young people eager for change, who are taking to the streets in their fight for climate transition, for instance.

'We do not lack more small-minded ideas but big and bold alliances of action.'

The four Tipping Point Talks constitute an attempt to gain a clear picture of our situation, goals, possibilities and our creative resolve in this region of Europe.



Die Spielregeln der Freiheit

Die Welt ist aus den Fugen geraten. Es wird Zeit, die Regeln für eine neue Geschichte zu besprechen.

Im Jahr 1851 erschien Arthur Schopenhauers Sammlung „Parerga und Paralipomena“. Die Magie dieses Werks liegt in den zeitlosen Themen und Bildern, die der deutsche Meisterphilosoph darin zusammengetragen hat. Eines der bekanntesten Gleichnisse aus diesem Buch trägt den Titel „Die Stachelschweine“. Schopenhauer beschreibt darin das Verhalten einer „Gesellschaft aus Stachelschweinen“, die sich an einem Wintertag „recht nah“ zusammendrängt, um sich vor dem Erfrieren zu schützen. Die enge Gesellschaft, dicht gedrängt und nur mit geringen Freiräumen ausgestattet, bietet Sicherheit. Doch die Nähe ist tückisch, denn die Stachelschweine belästigen einander mit ihren Stacheln, und so rücken sie wieder voneinander ab, bis ihnen kalt wird und sie so frieren, dass sie sich wieder aneinanderdrängen. So werden sie „zwischen beiden Leiden hin- und hergeworfen“, schreibt

der Philosoph, „bis sie eine mäßige Entfernung voneinander herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten (...). So treibt das Bedürfnis der Gesellschaft, aus der Leere und Monotonie des eigenen Innern entsprungen, die Menschen zueinander; aber ihre vielen widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler stoßen sie wieder voneinander ab.“ Das Verhalten der Stachelschweine sucht nach der „mittleren Entfernung“, wie Schopenhauer den unsicheren Zustand zwischen Hin und Her nennt, und wo er erreicht ist, herrscht „Höflichkeit und feine Sitte“.

Wer Schopenhauers Parabel in die heutige Zeit und unsere Sprache übersetzt, erkennt in Höflichkeit und feiner Sitte nicht nur eine Frage der Etikette. Sie sind eine Chiffre für den richtigen Abstand zwischen Individuum und Gesellschaft,

dem Ich und dem Wir, Uns und den Anderen, dem Eigenen und dem Fremden.

Diese Worte umweht wieder ein kalter Wind, sie sind unbehaglich geworden.

Das ist kein Zufall. Unausgesprochen geht es dabei immer auch um Regeln und Normen, die die „mittlere Entfernung“ ausmachen. Normatives Verhalten ist das Ergebnis einer Mischung aus sozialer und persönlicher Positionsangabe. Ihr Ergebnis sorgt dafür, dass es uns weder „zu kalt“ noch „zu stachelig“ wird, weder zu unsicher noch zu eng und unfrei. Es geht um die nie zu Ende gebrachte, immer neu zu verhandelnde Frage aller Gemeinschaften: um die Spielregeln der Freiheit. Wie viel davon kann man haben? Und wie viel brauchen wir, um unser Leben nicht als unerträglich zu empfinden?

Zu den verstörenden Entdeckungen unserer Zeit gehört, dass sich die Annahme der westlichen liberalen Wohlstandsgesellschaften, nach dem Ende der großen Diktaturen des 20. Jahrhunderts Freiheit nicht mehr neu verhandeln zu müssen, als Illusion herausstellte. Der Glaube, dass die „mittlere Entfernung“ eigentlich hinlänglich gesetzt ist, geradezu zum normativen Global Positioning System geworden ist, erweist sich als fataler Irrtum, als grobes Missverständnis.

Man nahm an, dass der wachsende Wohlstand, die Erweiterung der materiellen Wahlmöglichkeiten und Freiheiten, auch ein unbegrenztes Wachstum der persönlichen Freiräume versprach. Das eine schien das andere zu bedingen,

geradezu zu garantieren. Nicht nur die körperliche Unversehrtheit, die elementaren Menschen- und Bürgerrechte, nein, auch die Entwicklung der Persönlichkeit, ihre Selbstbestimmung, die Selbstverwirklichung des Individuums schienen mit einer Eintrittsgarantie versehen worden zu sein. Man musste sich um nichts kümmern. Alles schien sich von selbst zu ergeben, und wo die vollständige Sicherung der Freiheit noch nicht eingetreten war, schien das nur noch eine Frage der Zeit zu sein – man wartete auf die gelegentliche Zustellung.

„Normatives Verhalten ist das Ergebnis einer Mischung aus sozialer und persönlicher Positionsangabe.“

Selbst Kritiker „des Systems“ mussten sich eingestehen, dass die westlichen liberalen Marktwirtschaften in Sachen Grund- und Entwicklungsfreiheiten die größten Fortschritte in der Geschichte erzielt hatten. Die „mittlere Entfernung“ der Schopenhauerschen Stachelschweine zueinander hatte sich eingependelt, schien zu einer festen Größe geworden zu sein. Für immer und ewig.

Diese Ewigkeit ist fraglos vorbei. Die offene Gesellschaft scheint es mit voller Wucht erwischt zu haben.

Die Reaktionen auf Donald Trump, Wladimir Putin oder Viktor Orbán waren zunächst Staunen, Verblüffung, dann Wut und Verzweiflung. All das sind gute Hinweise darauf, dass die liberalen

Demokratien und ihre Eliten gar nicht mehr damit gerechnet haben, sich mit den Spielregeln der Freiheit auseinandersetzen zu müssen. Der ganze normative Komplex, also alles, was Menschen an verbindlichen Regeln und Vereinbarungen setzen, um miteinander auszukommen, war eher ein historisches oder akademisches Thema. Man las Hannah Arendts „The Origins of Totalitarianism“ oder Karl Poppers „Die offene Gesellschaft und ihre Feinde“.

„Liberale Demokratien und ihre Eliten haben gar nicht mehr damit gerechnet, sich mit den Spielregeln der Freiheit auseinandersetzen zu müssen.“

Die zahllosen Warnungen der Alten, die ihre persönlichen, lebensbedrohlichen Erfahrungen im Umgang mit rechten wie linken Feinden der Freiheit gemacht hatten, waren gestrig und abstrakt. Man wusste, dass der Völkerbund gescheitert war, aber die Vereinten Nationen erschienen als hinlänglich starke Bürokratie.

Der Rest würde sich, auch ohne eigenes Zutun, schon ergeben.

Normativität ist, grundlegend gefasst, alles, was nicht Naturgesetz ist. Es ist die Gesamtheit dessen, was Menschen sich als Wirklichkeit schaffen, Gesetze, Regeln, Kulturen, Normen und vieles

mehr, an das wir uns halten. Dabei ist einerseits klar, dass die darin enthaltenen Ordnungen beweglich sind, sich entwickeln, die „mittlere Entfernung“ keine statische Angelegenheit ist. Die Frage ist aber: wie beweglich? Man kann die Aufklärung auch als den Versuch werten, die Spielregeln für die Beweglichkeit neu zu definieren, klarer, verbindlicher. Es ging nicht mehr allein um das eigene Gruppeninteresse, sondern um den Versuch anhaltender Konsensbildung, eben einer „Mitte“, die sich nur im „Stückwerk“, wie Karl Popper es nannte, entwickeln lässt. Der Versuch, möglichst viel Einzelgerechtigkeit herzustellen, möglichst viel Demokratie und Vielfalt und so wenig Enge und Unfreiheit wie möglich, das ist ein mühsames Geschäft, es dauert. Es bedarf des persönlichen Einsatzes, zivilgesellschaftlichen Engagements. Zu Immanuel Kants „Mut, sich des eigenen Verstandes zu bedienen“, seine berühmte Antwort auf die Frage „Was ist Aufklärung?“ kommt also noch die schwierige Verpflichtung hinzu, die dabei gewonnenen Freiräume aktiv zu verteidigen.

All das macht viel Arbeit.

Populisten und Tyrannen hingegen verhandeln nicht über die Wirklichkeit, sie „schaffen Fakten“. Im Satz von der „normativen Kraft des Faktischen“ lässt sich die dahintersteckende Gewalt erahnen. Diese Phrase stammt vom österreichisch-deutschen Staatsrechtler Georg Jellinek, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lebte und arbeitete. Jellinek wollte mit der „nor-

mativen Kraft des Faktischen“ auf einen real existierenden Widerspruch zum Naturrecht und zu den Prinzipien von Aufklärung und Vernunft hinweisen. Die Kraft der Wirklichkeit, die die Normativität beeinflusst, ist damit das Ergebnis der jeweiligen sozialen und kulturellen Sichtweise darauf. Nicht die statische, von Staaten und supranationalen Gemeinschaften gesetzten Regeln und Normen sichern den jeweils richtigen Abstand, sondern das, was ist – und das, was ist, ist das, was man als Wirklichkeit ausgibt. Das erinnert an einen der Stammväter des Populismus des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, den Wiener Bürgermeister Karl Lueger, dessen Diktum „Wer a Jud ist, bestimm i“ geradezu konstituierend für den modernen Populismus wurde. Wer die Spielregeln der Freiheit verändern oder abschaffen will, verhandelt nicht mit der Wirklichkeit – das heißt auch, dass er sein Handeln nicht erklärt, verteidigt oder gar Argumente liefert. Die neue „mittlere Entfernung“ kann dabei beliebig eng oder kalt sein.

Ihre Leitsätze sind: Das werden wir schon sehen. Ihr werdet es schon merken. Und selbstverständlich werden dabei, wie nicht nur Donald Trumps Klimapolitik zeigt, auch naturwissenschaftliche Fakten gebeugt. Die Wirklichkeit ist, was „wir“ dazu erklären. Der „Tatmensch“ pfeift auf die Regeln, die Höflichkeit und feinen Sitten, den Anstand und die anderen. Er entzieht sich und seine Anhänger dem ungeliebten Prozess des langen und mühsamen Verhandelns.

Die Anhänger solcher Politik werden im Allgemeinen als Modernisierungsverlierer beschrieben, die in der gegenwärtigen Transformation von der Industrie- zur Wissensgesellschaft abgehängt werden. Menschen, die mit der Komplexität der Welt nicht zureckkommen. Für sie ist das Angebot, die „mittlere Entfernung“ nun wieder vollständig in die Hände eines „starken Mannes“ mit einem „starken Staat“ zurückzuführen, durchaus attraktiv. Vergessen wir aber nicht auf jene, die sich auf der anderen Seite wähnen, all jene also, die reichlich naiv auf ihre bürgerlichen Pflichten verzichtet haben, weil sie meinten, das erledige sich schon von selbst. Auch unter den gut ausgebildeten Eliten gibt es viele, die durchaus abgehängt sind, die verstört sind von zuviel Komplexität, die ihre Entscheidungs- und Wahlmöglichkeiten in einer komplexen Gesellschaft gerne an andere abgeben. Die Ursachen dafür sind kaum andere als bei den Klienten, die hinter den Trumps und Putins stehen: Zuwenig Wissen über die elementaren Zusammenhänge von Ökonomie, materieller und persönlicher Freiheit etwa; oder eine nur verbal und höchst virtuell ausgeprägte Bereitschaft, die Freiheit „unabdingbar“ zu verteidigen, und zwar wirkungsvoll.

Das geschieht kaum, indem man Petitionen anklickt, sondern nur, wenn man sich als Gesell-

„Der moderne Populist, der ‚Tatmensch‘, pfeift auf die Regeln, die Höflichkeit und feine Sitte, den Anstand und die anderen.“

schafter, als Zivilgesellschafter, versteht, also als jemand, der für die eigenen Belange eintritt und sie nicht an die Instanzen delegiert, die dann den jeweils richtigen Abstand regeln. Bei der Herstellung

„Geschichten, das sind Zusammenhänge. Sie werden in einer Welt, in der unerschlossene Komplexität uns kalt und unzugänglich erscheint, immer wichtiger.“

verlegung der schwierigen Entscheidungen, wie man leben will und soll, an die Einzigen, die das entscheiden können: an die Bürger selbst“.

Damit wenigstens ließe sich der Anmaßung der „normativen Kraft des Faktischen“ all jener Kräfte, die von rechts wie links an der Aushöhlung der Freiheit und der Aufklärung arbeiten, begegnen: indem man selbst anfängt, die Dinge in die Hand zu nehmen, also aus der passiven Rolle herauskommt und zum aktiven, gestaltenden Teil von Gesellschaft, Fortschritt und Welt wird. „Die Gewohnheit, sich in der Opferrolle einzurichten, lähmt den Impuls zur Selbstkorrektur“, schreibt Timothy Snyder in seinem grandiosen Buch „Über Tyrannie“. Und er gibt den Stachelschweinen den bestmöglichen Rat: Von der Passivität auf Aktivität, Selbstverantwortung, umschalten. Moralisierende Tugenddebatte

führen zu nichts. Es gehe also nicht um Reaktionen, sondern um Aktionen – nicht um moralische Empörung, sondern aktives, fachkundiges Handeln – um konkrete „Zukunftsentrüfungen“.

Das Einfallsstor der Populisten besteht in der Schwäche liberaler Eliten, die eigenen Erkenntnisse und historischen Lehren nicht ausreichend ernst zu nehmen – und sie zu einer für alle verständlichen Geschichte zu sammeln. Diese Geschichtslosigkeit hat ihren Preis, nämlich den Verlust der Zukunftsfähigkeit. In diesem Sinne ist Odo Marquards „Zukunft braucht Herkunft“ zu verstehen: „Denn die Menschen: das sind ihre Geschichten“, hielt der Philosoph fest. Und Geschichten, das sind Zusammenhänge.

Sie werden in einer Welt, in der unerschlossene Komplexität uns kalt und unzugänglich erscheint, immer wichtiger. Diese Zusammenhänge – zu denen auch die Regeln gehören – erschließen uns das Fremde und machen es uns vertraut.

Geschichte wiederholt sich dabei nicht, aber sie geht in Wiedervorlage. Was überwunden geglaubt scheint, taucht aus den Untiefen wieder hervor, wenn wir Probleme und Ungerechtigkeiten unerledigt zurücklassen. Wer wissen will, welche Grundregeln Freiheit braucht, insbesondere unter den schwierigen Bedingungen, die sie im 21. Jahrhundert vorfindet, der muss bereit sein, in Geschichte, in Zusammenhängen zu denken. Zivilgesellschaft ist nicht, was wir lassen oder ohnmächtig zulassen, sondern was wir für die beste aller Welten tun – eine, die gut genug ist für alle.



The rules of the freedom game

The world is out of joint because it has lost its context.
The time has come to talk about the rules of a new history.

The year 1851 saw the publication of Arthur Schopenhauer's collection of philosophical essays titled 'Parerga and Paralipomena.' The magic of this work lies in the timeless topics and images that the German master of philosophy compiled. One of the best known parables in the book is entitled 'The Porcupines.' In it Schopenhauer describes the behavior of a 'company of porcupines' that huddles closely together on a winter's day in order to avoid freezing to death. When crowded closely together and with hardly any free space, the group is afforded security and safety. But this closeness is treacherous because the porcupines prick each other with their quills and so they disperse again until they feel cold once more and consequently they crowd back closer together again. And as the philosopher writes, 'they were driven back and forth at the mercy of their discomforts until they found the distance from one another that provided both a maximum of warmth and a minimum of pain. In human beings, the emptiness and monotony of the

isolated self produces a need for society. This brings people together, but their many offensive qualities and intolerable faults drive them apart again.' The behavior of the porcupines is the search for the 'moderate distance', as Schopenhauer terms the uncertain state of hovering between back and forth, and once this distance has been achieved the code of 'politeness and fine manners' takes over.

Those seeking to transpose Schopenhauer's parable into the present time and into our language recognize in 'politeness and fine manners' more than merely a question of etiquette. They constitute a code for the right distance between the individual and society, between I and We, between Us and the Others, between one's Ownness and the Alien.

And yet once again a cold wind is now blowing around these words; they have become discomforting.

That is no accident. There is something unspoken that is always there and that concerns the rules and norms that make up the ‘moderate distance.’ Normative behavior is the result of a mixture of social and personal positioning. This result ensures that we neither get ‘too cold’ nor ‘too prickly,’ neither too uncertain nor too close and confined. It is about the question of all communities, never brought to a conclusion, constantly needing to be renegotiated: it is about the rules of the freedom game. How much freedom can one have? And how much freedom do we need in order not to find our lives intolerable?

One of the disconcerting discoveries of our time is that the assumption of the western liberal affluent societies after the end of the great dictatorships of the 20th century that freedom need not be renegotiated has revealed itself to be an illusion. The belief that the ‘moderate distance’ has been adequately positioned and has practically turned into the normative Global Positioning System now proves to be a fatal error, a gross misunderstanding.

It was assumed that growing prosperity and the expansion of material choices and freedoms also promised unlimited growth in personal freedoms. The one seemed to not only entail the other but practically guarantee it. Not merely the right to physical integrity, elementary human and civil rights, but also the development of the personality, self-determination, and self-realization by the individual, all these things seemed to have been provided with a ticket of guaranteed entry. Everything was taken care of. Everything seemed to happen of its own accord and wherever freedom had not yet been

completely secured, it seemed like only a matter of time – a timely delivery was expected.

Even critics of ‘the system’ had to admit to themselves that the western liberal market economies had made the greatest progress in history when it came to basic liberties and freedom. The ‘moderate distance’ to each other that Schopenhauer’s porcupines had found had finally steadied and seemed to have become a fixed quantity. Forever and a day.

‘Normative behavior is the result of a mixture of social and personal positioning’

Without doubt, this eternity is a thing of the past. Open society seems to have taken a hammering.

The initial reactions to Donald Trump, Vladimir Putin or Viktor Orbán were amazement and bafflement, followed by anger and despair. All these are reliable indicators that the liberal democracies and their elites had no longer expected to have to grapple with the rules of the game of freedom. The whole normative complex, everything that human beings lay down as binding rules and agreements in order to get along with each other, had just become more of a historic or academic issue. One read Hannah Arendt’s ‘The Origins of Totalitarianism’ or Karl Popper’s ‘The Open Society.’ A touch of skepticism arose when economist Friedrich August von Hayek raised his demand for the ‘dogmatic’ and ‘doctrinaire defense of freedom.’ The countless warnings of the older generation who had had their own personal,



life-threatening experiences dealing with right-wing and left-wing enemies of freedom were all abstract and things of the past. One was well aware that the League of Nations had failed, but the United Nations seemed to be an adequately strong bureaucracy.

Everything else would come about of its own accord, without the need to take any action.

Fundamentally defined, normativity is everything that is not a law of nature. It is the totality of everything that humankind creates for itself as reality – laws, rules, cultures, norms and much more that we abide by. On the one hand, it is clear that the arrangements they contain are mobile, that they develop, that the ‘moderate distance’ is not a static quantity. Yet the question is: how mobile? The age of the Enlightenment can also be seen as an attempt to redefine the rules of the game for mobility, to make them clearer and more binding. It was no longer only about the interests of one’s own group but about the attempt at a sustained consensus-building, precisely that ‘moderation’ which can only be developed through a ‘piecemeal’ approach, as Karl Popper put it. The attempt to produce as much individual justice as possible, as much democracy and diversity and as little confinement and lack of freedom as possible is a laborious business, one that takes time. It requires a personal effort, a commitment to civil society. When asked ‘what is Enlightenment?’, Immanuel Kant famously answered ‘courage to make use of one’s own reason.’ The difficult obligation to actively defend the freedoms thus won is now added to this.

All of this is hard work.

In contrast, populists and tyrants do not enter

into negotiations about reality; they ‘create facts.’ The expression of ‘the normative force of the factual’ gives an inkling of the violence lurking behind it. This phrase was coined by Georg Jellinek, an Austrian-German expert in constitutional law, who lived and worked in the second half of the 19th century. With the term ‘normative force of the factual’, Jellinek sought to point to a real existing contradiction with natural law and the principles of enlightenment and reason. The power of reality which influences normativity is thus the result of the respective social and cultural views of it. It is not the static rules and norms laid down by states and supranational communities that secure the right distance but that which is – and that which is is what is declared to be reality. That brings to mind one of the founding fathers of populism in the 19th and early 20th century, the mayor of Vienna, Karl Lueger. His dictum, delivered in broad Viennese dialect, ‘I am the one who decides who is a Jew and who isn’t’ can be seen as practically establishing modern populism. Whoever wishes to amend or abolish the rules of the game of freedom does not negotiate with reality – that also means that they do not explain or defend their actions or make a case for them. For them, the new ‘moderate distance’ can be as close or cold as may be.

‘Liberal democracies and their elites had no longer expected to have to grapple with the rules of the game of freedom.’

Their maxims are: wait and see. You’ll notice it all right. And of course, as is not only demonstrated by Donald Trump’s climate policy, also scientific facts are twisted.

'A modern populist, the 'man of action' thumbs his nose at rules, courtesy and good manners, decency and other people.'

Reality is what 'we' declare it to be. The 'man of action' thumbs his nose at rules, courtesy and good manners, decency and other people. He and his followers dodge the unloved process of protracted and laborious negotiation.

The supporters of such politics are generally labelled the losers of modernization, those who have been left behind in the current transformation from the industrial to the knowledge society, people who have failed

to come to terms with the complexity of the world. For these people, the offer to completely hand back the 'moderate distance' into the hands of a 'strong man' with a 'strong state' is a highly attractive proposition. But let us not forget those who consider themselves located on the other side, all the highly naive people who have dispensed with their civil obligations because they thought all of that would take care of itself anyway. Even among the well-educated elites there are many who have indeed been left behind, who are distressed by too much complexity, who are only too ready to hand over to others their opportunities to make decisions and choices in a complex society. The causes here barely differ from those of the clients who stand behind the Trumps and



the Putins: too little knowledge about the elementary connections between economics, material and personal freedom; or a merely verbal and predominantly virtual readiness to defend freedom ‘without restraint’ and to do so effectively. In fact, there is little chance of doing so by clicking on petitions. Instead, you must see yourself as a stakeholder, a member of civil society, someone who campaigns for his or her own concerns and does not delegate them to the official channels which then regulate the respective correct distance. In creating a liberal conception of normativity that does justice to an open society, what is at stake is the question phrased by the German economist Birger Priddat, who stated that a civil society ‘consists of transferring back the difficult decisions as to how one wants to live and should live to the only ones who can decide these questions: the citizens themselves.’

In that way at least it would be possible to counteract the presumptuousness of the ‘normative force of the factual’ of all those forces, whether they come from the right or the left, that are working on the erosion of freedom and Enlightenment: namely by taking matters into one’s own hands, thus emerging from the passive role and becoming an active, formative part of society, progress and the world. ‘The habit of settling down in the role of victim paralyzes the impulse for self-correction’, writes Timothy Snyder in his magnificent book ‘On Tyranny.’ And he gives the porcupines the best possible advice: to switch from passivity to activity, to personal responsibility. Moralizing debates on virtue lead to nothing. It is not about reactions but about actions – not about moral outrage but active expert action – about concrete ‘designs for the future’.

The gateway providing the way in for populists lies in the weakness of liberal elites who permit themselves not to take their own insights and historical lessons sufficiently seriously – instead, they compile them into a story that everyone can understand. This absence of history has its price, namely the loss of future viability. Odo Marquard’s statement ‘the future needs the past’ must be understood in this light because ‘people are their stories’ as the philosopher stipulated. And stories are about connections.

They are becoming ever more important in a world in which unexplored complexity seems to us to be cold and inaccessible. These connections – which also include rules – open up what is alien to us and make it familiar.

In the process, history does not repeat itself but presents itself once more.

What was believed to have been overcome resurfaces from the depths when we move on, leaving behind us problems unsolved and injustices still not undone. Whoever wishes to know what the basic rules are that freedom needs, especially in the difficult

conditions it meets in the 21st century, must be ready to think in terms of history, of connections. Civil society is not what we leave be or impotently permit, but what we do for the best of all worlds – one that is good enough for all.

‘Stories are about connections.

They are becoming ever more important in a world in which unexplored complexity seems to us to be cold and inaccessible.’



Eine Rede an Europa 2019

Do, 09. Mai, 19.00 Uhr | Timothy Snyder | Judenplatz 1010

Boris Marte, ERSTE Stiftung

Simon Wiesenthal, der Initiator des Holocaustmahnmales am Judenplatz, schreibt aus Anlass der Eröffnung des Judenplatzes, so wie wir ihn heute kennen: „Mögen sich an diesem Ort in Zukunft Wiener, Österreicher, Menschen aus aller Welt, Angehörige verschiedener Religionen und Gesellschaftsschichten, ihrer Verantwortung für ein friedliches Miteinander bewusst werden und diese Aufgabe annehmen und erfüllen.“ Lieber Simon Wiesenthal, das tun wir heute.

Sehr geehrte Damen und Herren, im Namen der Wiener Festwochen, des Instituts für die Wissenschaften vom Menschen und der Erste Stiftung darf ich Sie zur ersten Rede an Europa am Judenplatz begrüßen.

Unser heutiger Redner ist Timothy Snyder, Professor an der Yale University und Fellow am Institut für die Wissenschaften vom Menschen in Wien. Der Titel seiner Rede lautet: „Judenplatz 1010“. Wir, die Organisatoren der Rede an Europa, freuen uns sehr, dass so viele von Ihnen unserer Einladung gefolgt sind. Die Rede wird in englischer Sprache stattfinden.

Timothy Snyder:

Mein Name ist Timothy Snyder. Ich bin ein amerikanischer Historiker und wurde gebeten, eine Nachricht an Europa zu überbringen. Das hier ist sie. Sie, die Menschen in Europa, sind mehr als Ihre Mythen. Von außerhalb Europas betrachtet, sind Sie auch ein Quell der Hoffnung; vielleicht sogar der einzige Quell der Hoffnung für die Zukunft. Sie sind mehr als Ihre Mythen. Wir haben uns heute, an diesem 9. Mai 2019, auf dem Judenplatz versammelt. In Israel wird der diesjährige Unabhängigkeitstag noch bis zum heutigen Sonnenuntergang begangen. In Moskau, Kiew und Minsk ist der 9. Mai der Tag des Sieges. Diese und andere europäische Städte feiern, gedenken und erinnern heute an den Sieg über Nazideutschland und seine vielen europäischen Verbündeten im Zweiten Weltkrieg.

Wir sind heute hier versammelt, um uns an die Rede Robert Schumans, seine Erklärung vom 9. Mai des Jahres 1950 zu erinnern. Schuman verkündete, dass Europa nicht den Europäern vorbehalten, sondern ein Friedensprojekt für die ganze Welt sei. Wie können wir dieser drei Ereignisse gleichzeitig gedenken? Wie können wir sie bewusst als Geschichte in Erinnerung rufen, und zwar als jene Art von Geschichte, die uns den Weg in die Zukunft weisen kann? Wie können wir den Holocaust, den Zweiten Weltkrieg und den Beginn des europäischen Projekts als Bestandteile einer einzigen Geschichte erinnern?

Wie können wir in Erinnerung an den Beginn des europäischen Projekts vor 70 Jahren die Frage beantworten, ob dieses Projekt vor seiner Erneuerung oder vor seinem Untergang steht? Als Historiker glaube ich, dass die Antwort auf diese Frage davon abhängt, ob Sie Europäer sich für den Mythos oder die Geschichte entscheiden. Es gibt zwei Arten des Erinnerns. Die eine Art ist selbstbezogen und mündet in dem Narrativ, dass man stets im Recht gewesen, dass man stets unschuldig gewesen sei. Das ist Mythos. Nationaler Mythos. Er hat vielerorts die Oberhand gewonnen und wird es vielleicht auch hier tun.

Es gibt noch eine andere Art des Erinnerns, und das ist die Geschichte. Sie erlaubt die Auseinandersetzung mit dem Erinnerten, in einem Prozess, der fortlaufend und kritisch das Erinnerte mit den Erinnerungen anderer, anderen Quellen und Perspektiven vergleicht und so den Blick auf Verantwortlichkeit freigibt. Als Schuman im Mai 1950 seine Erklärung verlas, befand sich Frankreich in einem Kolonialkrieg, der 75.000 französische Soldaten das Leben kosten sollte. Die überwältigende Mehrheit dieser 75.000 französischen Soldaten stammte ursprünglich nicht aus Frankreich. Frankreich steckte im ersten von zwei Kolonialkriegen; nach dem Zweiten Weltkrieg führte es 16 Jahre lang ununterbrochen Kolonialkriege, zuerst in Südostasien und später in Nordafrika.

Im Frankreich der 1950er und 60er Jahre bedeutete der Ausdruck „*l'intégration*“ nicht notwendigerweise europäische Integration. „*L'intégration*“ bezeichnete auch die Verantwortung der französischen Armee, arabischstämmige Menschen in den französischen Staat zu integrieren. Nach 1961 bezeichnete „*l'intégration*“ die Möglichkeit, dass die Franzosen in den neuen Staat Algerien integriert werden könnten. Warum erzähle ich Ihnen das? Weil der Mythos, an dem Sie alle festhalten, den Sie teilen, ob Freund oder Feind der Europäischen Union, der Mythos eines Nationalstaats ist. Robert Schuman, der 1950 seine berühmte Erklärung abgab, war der Außenminister einer Weltmacht. Frankreich, ob es nun „Republik“ oder „Kaiserreich“ im Namen führte, war durch seine ganze Geschichte hinweg stets eine Weltmacht.

Sie sind mehr als Ihre Mythen. Doch um die Mythen abzuschütteln, um die Hoffnung zu sein, die wir Menschen außerhalb Europas brauchen, müssen Sie sich der Geschichte stellen. Die Auffassung, dass Europa eine Gruppe von Nationalstaaten ist, die sich in einem Prozess der Integration verwoben haben, ist ein fataler Mythos.

Man kann und soll über die Zukunft Europas streiten. Doch wenn die Diskussion über diese Zukunft auf der Grundlage von Mythen geführt wird, die nichts mit der Realität zu tun haben, dann kann sie nicht fruchtbar sein. In

der Geschichte geht es darum, den Weg freizumachen, und in den nächsten Minuten möchte ich dies versuchen und einige der Mythen beiseite räumen, sodass die Zeit sinnvoll von der Vergangenheit in die Gegenwart und in Richtung der Zukunft, die wir brauchen, fließen kann. Erinnern wir uns an die Länder, die die Europäische Union, das europäische Projekt begründet haben. Deutschland, Westdeutschland, war gerade im folgenschwersten und verheerendsten Kolonialkrieg aller Zeiten, zumindest in Europa, besiegt worden – dem

Krieg, den wir als den Zweiten Weltkrieg erinnern. Auch Italien hatte gerade einen Kolonialkrieg in Afrika und auf dem Balkan verloren. Die Niederlande hatten einen Kolonialkrieg verloren, den sie von 1945 bis 1949 geführt hatten. Belgien verlor 1960 den Kongo. Frankreich wendet sich, nach seiner Niederlage in Indochina und Algerien, Anfang der 1960er Jahre Europa zu. Charles de Gaulle hatte verstanden, dass das Kolonialreich nicht nur für die Republik, sondern den gesamten französischen Staat eine Gefahr darstellte. 1962 setzt er den entscheidenden Schritt Richtung Europa. Keine der europäischen Mächte, die das europäische Projekt begründeten, war zu jener Zeit, oder auch davor, ein Nationalstaat.

„Die Auffassung, dass Europa eine Gruppe von Nationalstaaten ist, die sich in einem Prozess der Integration verwoben haben, ist ein fataler Mythos.“



Auch bei den ersten Ländern, die der Europäischen Union beitrat, war das nicht der Fall. Den Briten war damals, in den 1960er Jahren, deutlich bewusst, dass Europa in Bezug auf Handel und Macht an die Stelle des Weltreichs getreten war. Meine Aufgabe als Historiker besteht ja zu einem großen Teil darin, den Menschen Dinge zu erklären, die sie schon einmal wussten. In den 60er Jahren war dem gesamten britischen Staatsdienst, beinahe dem gesamten Parlament und auch weiten Teilen der Elite des Landes bewusst, dass Europa das britische Kolonialreich ersetzen würde. Auch das Ende des portugiesischen oder spanischen Kolonialreichs in den 1970er Jahren verlief auf ähnliche Weise. Die treibenden Kräfte hinter dem Wandel in Portugal und Spanien verknüpfen das Ende des Kolonialreichs und den Anfang von Demokratie und Integration zurecht mit der Europäischen Union. Solche Prozesse finden zeitgleich statt. Die Europäische Union ist das Werk gescheiterter oder im Scheitern begriffener europäischer Weltmächte. Nach 1989, nach dem Ende der Sowjetunion, schreitet die Erweiterung der Europäischen Union weiter voran. Die EU nimmt nun ehemalige Länder dieses Weltreichs auf. Und sie leistet noch einen gewaltigeren Beitrag. Die Länder, die der EU in den 1990er und in den 2000er Jahren beitreten, Österreich, die Tschechoslowakei, Polen und die baltischen Staaten, sind nämlich allesamt Länder, die 1918 nach dem Ersten Weltkrieg entstanden. Sie alle hörten damals auf zu existieren. Die Geschichte

der Nationalstaaten in Europa ist oft grausam, brutal und kurzlebig.

Indem sich die Europäische Union während der 1990er und 2000er Jahre vergrößerte, gab sie den nach dem Ersten Weltkrieg gegründeten Staaten eine Heimat. Die Europäische Union ist ein Verbund von zweierlei Arten von Staaten: solchen, die im Zentrum von Kolonialreichen standen, und solchen, die sich an deren Peripherie befanden. Aber in jedem Fall geht es um *Kolonialreiche*. Es ist ungewöhnlich, am Europatag über Algerien, Angola, den Kongo, Indien, Indochina, Indonesien, Malaysia, Marokko oder Mosambik zu sprechen. Es ist ungewöhnlich, aber man muss es tun, denn diese Länder waren in den letzten 70 Jahren der Aufenthaltsort Europas. Im Verlauf ihres Rückzugs aus diesen Ländern haben die Europäer das geschaffen, was wir heute unter Europa verstehen.

Das ist wichtig, weil der Mythos von Europa, die Vorstellung, dass sich Nationalstaaten zur Schaffung Europas zusammgetanen, während die Gründung Europas tatsächlich auf scheiternde Weltmächte zurückgeht, nicht nur von der Verantwortung für diese Weltmächte ablenkt, sondern auch vom Ausmaß der erzielten Errungenschaften.

Die europäische Erzählung ist sehr eingängig. Laut dieser Erzählung erkannten kleine, unschuldige und liebenswerte europäische Natio-

nalstaaten, dass sie gemeinsame wirtschaftlichen Interessen hatten. Das ist ein nettes Geschichtchen, aber es ist nicht Geschichte. Die Geschichte des 20. Jahrhunderts handelt von europäischen Mächten,

die in den vorangegangenen 500 Jahren die Welt beherrschten hatten, sich dazu gezwungen sahen, sich nach Europa zurückzuziehen, und dort etwas Neues schufen. Schuman verfasste seine Erklärung im Jahr 1950. 1951 verortete Hannah Arendt in *The Origins of Totalitarianism* das Wesen der menschlichen Freiheit in der Schöpfung neuer Dinge. Und die Europäische Union ist so eine Neuschöpfung.

„Die Europäische Union ist ein Verbund von zweierlei Arten von Staaten: solchen, die im Zentrum von Weltmächten standen, und solchen, die sich an deren Peripherie befanden.“

Meine Ausführungen zu Mythos und Geschichte als mögliche Ankerpunkte des Erinnerns treffen im gesteigerten Maß auf die Geschichte des Holocaust zu: wie wir dieser Geschichte gedenken oder bewusst nicht gedenken. Wir stehen vor einem Mahnmal für den Holocaust, einem Mahnmal für die 65.000 österreichischen Staatsbürger, die 1938 nach der Auslöschung Österreichs ermordet wurden, weil sie Juden waren – Kinder, Frauen und Männer. In gewisser Weise erscheint uns dieses Mahnmal vertraut. Wir sind hier in Wien, es ist einfach, uns andere Bewohner

Wiens vorzustellen. Wir sind hier in Österreich und glauben uns ausmalen zu können, wie eine deutsche Übernahme des Landes ausgesehen haben muss. Doch wenn wir das Mahnmal genauer betrachten, wenn Sie es nach diesem Vortrag einmal umrunden und die am Sockel

„Europa versuchte ein letztes Mal, ein Kolonialreich zu schaffen. Darin bestand der Zweite Weltkrieg in Europa.“

angebrachten Namen ansehen, die Namen der Orte, an denen österreichische Juden ermordet wurden, dann schwindet dieses Gefühl der Vertrautheit. Viele dieser Orte sind den meisten Österreichern nicht bekannt, und zwar aus dem einfachen Grund, dass die österreichischen Juden nicht in Österreich, sondern an weit entfernt gelegenen Orten ermordet wurden. Direkt hinter mir, am anderen Ende des Mahnmals, steht der Name Maly Trostinec, ein Ort in Belarus. Dort wurden mehr österreichische Juden, mehr Juden aus dieser Stadt ermordet als an jedem anderen Ort. Warum war das so? Warum wurden die österreichischen Juden so weit entfernt von ihrer Heimat umgebracht? Sie wurden so weit weg ermordet, weil Europa ein letztes Mal versuchte, ein Kolonialreich zu schaffen. Darin bestand der Zweite Weltkrieg in Europa.

Wenn wir heute des Holocaust, des Zweiten Weltkriegs und der Anstrengungen des Wiederaufbaus gedenken, dann müssen wir den Holo-

caust und den Krieg so erinnern, wie sie wirklich waren. Wir dürfen nicht erlauben, dass das Gedenken an den Holocaust bruchstückhaft in verschiedenen nationalen Gedächtnissen passiert. Das kollektive Gedächtnis einzelner Staaten reicht nicht aus. Der Holocaust war ein Ereignis einer Dimension, die sich dem nationalen Gedächtnis widersetzt. Er ist ein geschichtliches Ereignis, das auf drei grundlegende Ursachen zurückgeht, die sowohl für die Geschichte als auch für die Zukunft der Europäischen Union wesentlich sind. Eine davon ist ökologische Panik. Hitlers Begründung dafür, warum Deutschland eine Weltmacht werden musste, lautete, dass die Zeit ablief, der Boden knapp war und die Deutschen sich nehmen sollten, was sie brauchten, bevor andere es tun würden. Hitler sagte ausdrücklich, dass Wissenschaft und Technik nicht die Rettung seien; man müsse von anderen nehmen. Ökologische Panik. Die zweite grundlegende Quelle oder Ursache des Holocaust ist die Entmenschlichung. Die Vorstellung, dass, da man von anderen nehmen müsse, der Wert anderer sich darin erschöpfe, wie sie uns dienlich sein können. Die Vorstellung, dass Menschen buchstäblich quantifiziert werden können. Die nach den Juden größte Opfergruppe unter den Zivilisten im Zweiten Weltkrieg war die der sowjetischen Kriegsgefangenen. Drei Millionen von ihnen wurden ermordet, weil man der Ansicht war, die Kosten, sie zu ernähren, würden den Wert ihrer Arbeitsleistung übersteigen.

Die dritte fundamentale Ursache dieser einzigartigen Schreckensherrschaft von Deutschland und seinen Verbündeten, wie Österreich und anderen Ländern, ist die Zerstörung von Staaten. Durch die Zerstörung Österreichs, der Tschechoslowakei, Polens und der baltischen Staaten und durch die versuchte Zerstörung der Sowjetunion schufen die Deutschen und ihre Verbündeten in Europa ein Gebiet, auf dem es keine Staaten und keine Gesetze gab und wo Dinge möglich waren, die unter anderen Umständen nicht möglich gewesen wären. Das ist das Werk eines Kolonialreichs. Andere werden nicht als Staatsbürger angesehen, Staaten werden nicht anerkannt, Orte, an denen das Grauen möglich wird, werden geschaffen.

Die Juden standen bei all dem im Mittelpunkt. Hitler warf den Juden vor zu glauben, die Wissenschaft könne die Antworten auf die ökologische Krise liefern. Er hielt den Juden vor zu behaupten, dass Menschen andere Menschen auf Grundlage des Prinzips der Solidarität achten sollten. Christliche Nächstenliebe, Sozialismus, Rechtsstaatlichkeit – Hitler traf hier keine Unterscheidung. Die Juden waren schuld, wenn Menschen andere Menschen als Menschen statt als Angehörige einer Rasse sahen. Und natürlich waren es in diesem Land wie auch anderswo die Juden, die am meisten littten und die als Erste litten, als der Staat zerstört wurde.

Wenn ich sage, die Menschen in Europa sind mehr als ihr Mythos, dann meine ich, dass sie

schrecklicher sind als ihr Mythos. Sie sind mächtiger als dieser Mythos. Dieser Mythos verschleiert den Blick auf das Ausmaß der europäischen Verantwortung, sowohl für die Vergangenheit als auch die Zukunft. Es ist einfach und trotzdem wichtig auszusprechen, dass die Europäer das Ausmaß des Holocaust und der mit ihm zusammenhängenden Verbrechen nicht zur Gänze erkennen. Es ist sehr leicht zu sagen, und andere vor mir haben dies getan, etwa Frantz Fanon, Aimé Césaire oder Hannah Arendt, dass der Holocaust Teil einer größeren Geschichte, der europäischen Kolonialgeschichte, ist. Es ist wichtig, das zu sagen.

Es ist nicht gleich ersichtlich, dass es dabei nicht nur um Ethik, sondern auch um Macht geht. Die Europäer haben sich selbst entmächtigt, Sie alle haben sich selbst entmächtigt, indem Sie Ihre Vergangenheit falsch verstanden haben. Wenn Sie wissen wollen, wie

dies anderenorts aus sieht, werfen Sie einen Blick auf die Vereinigten Staaten von Amerika. Die gegenwärtige missliche Lage der USA ist ein unmittelbares Ergebnis der Fehleinschätzung unserer eigenen imperialen Vergangenheit. Europa ist davon nicht weit entfernt, aber hier besteht noch die Chance, es besser zu machen.

„Kolonialreiche sehen andere nicht als Staatsbürger an, sie erkennen keine Staaten an, sie schaffen Orte, an denen das Grauen möglich wird.“

Wir müssen nicht nur aus ethischen Gründen die Vergangenheit richtig verstehen, es ist auch eine Machtfrage. Ihre kleinen, unplaublichen nationalen Mythen verstehen den Blick darauf, dass Sie einmal die Welt beherrscht haben. Sie lassen die Einsicht nicht

„Außerhalb Europas bestehen die drei fundamentalen Motive von Kolonialreichen auch heute noch fort.“

zu, dass die Europäische Union die einzige erfolgreiche Antwort auf die wichtigste Frage in der Geschichte der modernen Welt ist, nämlich: Was soll auf den *Imperialismus* folgen? Wie umgehen mit *Imperialismus*? Auf diese Fragen gibt es zwei schlechte bzw. eingeschränkte Antworten: Nationalstaaten gründen oder noch mehr *Imperialismus*. Die Europäische Union ist die einzige neue fruchtbare und produktive Antwort auf diese Frage. Und deshalb lautet meine Botschaft an Sie, dass Sie mehr sind als Ihre Mythen, dass Sie für uns Menschen außerhalb Europas auch ein Quell der Hoffnung sind. Denn von außen betrachtet, und ich spreche hier natürlich vom relativ privilegierten Standpunkt eines Amerikaners aus, ist etwas klar, das innerhalb Europas weniger klar ist. Und das ist der Umstand, dass diese Welt immer noch eine imperiale ist.

In sehr positivem Sinn wurde in Europa eine riesige Ausnahmezone geschaffen. Sie haben die größte Volkswirtschaft der Weltgeschichte

und einen Zusammenschluss von benachbarten Ländern, die den Wohlfahrtsstaat und die Demokratie hochhalten, geschaffen. Nirgends auf der Welt gibt es etwas Vergleichbares. Außerhalb Europas gibt es immer noch *Imperialismus*. Und außerhalb Europas existieren auch die von mir genannten drei Motive, die auch hinter dem grausamen *Imperialismus* des Holocaust standen, fort.

Betrachten wir diese gemeinsam: ökologische Panik, Entmenschlichung und die Zerstörung des Staats. Ökologische Panik gibt es überall auf der Welt. Wir stehen vor einer sehr realen und dringlichen ökologischen Notlage, die sich am deutlichsten anhand der globalen Erwärmung zeigt. Und wir stehen politischen Parteien und Rädelnsführern gegenüber, die uns weismachen wollen, dass die Wissenschaft unrecht hätte, die Beweise zweifelhaft seien oder dass wir abwarten sollten. Und ist es nicht bemerkenswert, dass genau die Personen, die uns sagen, dass globale Erwärmung kein Grund zur Besorgnis sei, die meinen, man könne zuwarten und die wissenschaftlichen Erkenntnisse seien zweifelhaft, dieselben sind, die sagen, dass Flüchtlinge und Immigranten unsere Feinde und manche Ethnien anders sind als andere?

Ich würde nicht im Traum daran denken, Ihnen hier in Europa zu sagen, wem Sie bei den anstehenden Europawahlen Ihre Stimme geben sollten. Als Amerikaner sage ich aber das Fol-

gende: Wählen Sie nicht die Partei, die den Klimawandel leugnet, denn diese verrät Ihnen damit drei Dinge über sich selbst. Sie verrät, dass sie Lügen ohne Ende erzählen wird, sie verrät, dass sie sich für das Schicksal Ihrer Kinder und Enkel nicht interessiert, und sie verrät, dass sie eine Marionette von Ölbaronen ist. Und hier in Europa sind es nicht einmal Ihre eigenen Ölbarone. Die tieferliegende Ironie liegt natürlich darin, dass dieselben europäischen Parteien, die kein Problem in der globalen Erwärmung sehen, jene sind, die Migranten als problematisch betrachten. Wenn wir nichts gegen die globale Erwärmung unternehmen, wird es zu einer unkontrollierten Einwanderung kommen, denn der Klimawandel trifft den globalen Süden viel härter als den globalen Norden. Das ist ökologische Panik. Und die Europäische Union ist eine der wenigen Institutionen auf der Welt, die etwas dagegen tut.

Die Zerstörung von Staaten. Hinter dem Zerfall mancher Staaten standen ökologische Probleme, zumindest teilweise. Was von Europa aus betrachtet wie ein unkontrollierter Flüchtlings- oder Migrantenstrom wirkt, hat mit der Schwäche des Staates in Ländern wie Ruanda, dem Sudan oder in jüngster Vergangenheit auch Syrien zu tun. Staaten werden zudem zerstört, weil Großmächte, gedankenlos oder mit Vorsatz, entscheiden, sie zu zerstören – so war es mit dem amerikanischen Einmarsch in den Irak und der russischen Invasion der Ukraine. Was innerhalb

der Europäischen Union nicht sichtbar, doch von außen klar erkennbar ist, ist der Umstand, dass die Europäische Union den europäischen Staat stärkt. Diese gesamte innereuropäische Debatte über Souveränität ist sinnlos. Niemals zuvor hat es so viele nebeneinander existierende europäische Staaten gegeben. Dass diese innen- und außenpolitisch so stark sind, liegt an der Europäischen Union. Die EU stärkt die Staaten im Inneren, indem sie Bedingungen für den Wohlfahrtsstaat schafft, die günstiger sind als anderswo in der Welt. Und eines möchte ich als Amerikaner zu Protokoll geben: Man spürt den Unterschied. Die Europäische Union schützt den Staat zudem nach außen hin, weil sie der mächtigste Schutzschild gegen die Kräfte der Globalisierung ist, den es auf der Welt gibt. Um den Unterschied zu erleben, muss man nur die EU verlassen. Das war eine rhetorische Aussage. Verlassen Sie die Europäische Union bitte nicht!

„Die EU schützt den Staat nach außen hin, weil sie der mächtigste Schutzschild gegen die Kräfte der Globalisierung ist, den es auf der Welt gibt.“

Schließen möchte ich mit dem dritten Motiv. Ökologischer Zusammenbruch, die Zerstörung des Staats, und das dritte Motiv ist die Entmenschlichung. Ich möchte Sie bitten, gemeinsam mit mir nachzudenken. Wir haben diesen Vortrag, diese Veranstaltung aus einem bestimmten Grund *Judenplatz 1010* genannt. Aus drei Grün-

den. Die Zahlen 1010 sollen das Nachdenken über den Holocaust selbst anregen. Links von mir steht der Name Treblinka. Juden wurden aus dem Warschauer Ghetto nach Treblinka deportiert, weil sie als weniger produktive Arbeitskräfte eingestuft worden waren. Man befand, dass die von ihnen konsumierten Kalorien mehr wert waren als die Arbeit, die sie leisteten. Dies ist ein Produkt der industriellen Welt, Menschen als bloße Arbeitskräfte anzusehen, als Objekte, die physische Arbeit verrichten. Die Menschenrechtstradition hat hierauf eine Antwort. Sie besagt: In Treblinka wurden 780.863 Menschen, einzelne menschliche Wesen, ermordet. Und an jeden Einzelnen von ihnen müssen wir uns nicht als Quantität, sondern als Qualität erinnern. Beginnen wir am Ende, mit jenen drei Personen am Ende, einer dreiköpfigen Familie vielleicht oder drei Freunden. Stellen Sie sich diese Opfer nicht als Teil einer großen, gesichtslosen Masse,

sondern als einzelne menschliche Wesen vor. Stellen Sie sich vor, dass der Unterschied zwischen eins und null keine Quantität, sondern ein Unterschied in der Qualität ist. Dass jedes Opfer, wie auch jeder von uns, ein Individuum ist, das nicht auf eine Zahl reduziert werden kann.

„Die EU hat positive Fortschritte in Sachen digitaler Menschenrechte gemacht.“

Auch heute sind die Menschenrechte, wenn auch auf andere Weise, bedroht. Wir sind Teil

einer schwer wahrnehmbaren, aber dennoch sehr realen *digitalen Weltmacht*, in der Mächte herrschen, die wir nicht sehen, Technologien zum Einsatz kommen, die wir nicht verstehen, und Gesetze befolgt werden, die nicht vom Menschen stammen und auch nicht von Staaten erlassen wurden. Wir können dies vage an Beispielen erkennen, an der Art und Weise, wie China seine Bürger nach einem Punktesystem bewertet, das Silicon Valley Menschen überall auf der Welt Zugang zu Manipulationswerkzeugen verschafft, und die Russische Föderation Wahlen beeinflusst. Sie in Europa haben die Werkzeuge, die geistige Kapazität, um damit umgehen zu können. Frantz Fanon formulierte in seiner Kritik des Imperialismus in Algerien das Argument, dass es nicht um das *Wie*, sondern um das *Warum* geht. Dies ist ein sehr valides Argument für das 21. Jahrhundert. Die digitale Welt reduziert uns auf unsere vorhersehbarsten und einfachsten Reaktionen, macht uns zu Kärtchen unserer selbst, zu Werkzeugen weit entfernter privatwirtschaftlicher und politischer Instanzen, die wir nicht einmal sehen können. Sie macht uns zu *Wie*- statt zu *Warum*-Wesen. Oder denken wir an den polnischen Philosophen Leszek Kołakowski, der gesagt hat: Denkt daran, das Menschsein ist selbst eine menschliche Kategorie. Wenn Entscheidungen nicht von Menschen getroffen werden, dann können wir auch nicht erwarten, dass die Kategorie des Menschseins weiterbesteht. Oder nehmen wir den russischen Philosophen Michail Bachtin,

der gesagt hat, wer einer Lüge aufsitzt, wird zu einem Objekt. Was passiert aber, wenn die Lüge, der man aufsitzt, von einem Objekt erzählt wird? Können wir verlangen, dass sich das Objekt moralisch verantwortlich fühlt? Sie haben die Werkzeuge, Sie brauchen die Zeit. Simone Weil hat gesagt: „Wir brauchen warme Stille und bekommen eisigen Aufruhr.“ Sie können warme Stille haben, wenn Sie sich dafür entscheiden. Die Europäische Union kann, im Gegensatz zu anderen Institutionen auf der ganzen Welt, Fortschritte in Bezug auf digitale Menschenrechte verzeichnen. Ich würde gerne betonen, dass die Europäische Union dies schaffen kann, und zwar aus folgendem Grund: Wenn man in einem Land lebt, auch in einem großen und wichtigen Land wie den USA, in dem eine wichtige Entscheidung wie etwa eine Volksabstimmung oder eine Präsidentschaftswahl von einer digitalen Kampagne entschieden oder sichtlich beeinflusst wird, dann werden die Sieger dieser Entscheidung dem niemals nachgehen. In einer solchen Welt leben wir heute bereits: Politische Systeme, die wir kennen und respektieren, etwa das britische oder amerikanische System, können sich nicht mehr selbst überprüfen, weil sie bereits Opfer dieser Entwicklung geworden sind. Nur die Europäische Union ist noch in der Lage, etwas zu unternehmen, weil sie kein nationales politisches System ist. Was kann sie tun? Vier Dinge. Es gibt mindestens vier Möglichkeiten für die Europäische Union, um die – wie ich es nennen möchte – Menschlichkeit zu bewahren. Denn in

Wirklichkeit gibt es uns und sie nur einmal. Die Menschlichkeit ist das „Wir“.

Die erste Möglichkeit ist Antimonopolismus. Die amerikanischen Konzerne sind zu groß, sodass der amerikanische Staat sie nicht kontrollieren kann.

Die zweite Möglichkeit ist Bildung. Die deutsche Philosophin Edith Stein, die, solange es ihr möglich war, in Deutschland Philosophie gelehrt hat und die in Auschwitz ermordet wurde, wie hier zu meiner Rechten steht, hat gesagt, dass es eine objektive Verbindung zwischen Bildung und Menschlichkeit gibt. Sollten wir wirklich, in Deutschland, Österreich, Polen oder anderswo, wo über diese Frage nachgedacht wird, die Bildung unserer Kinder in die Hände von etwas legen, das nicht menschlich ist?

„Sollten wir wirklich die Bildung unserer Kinder in die Hände von etwas legen, das nicht menschlich ist?“

wir wirklich, in Deutschland, Österreich, Polen oder anderswo, wo über diese Frage nachgedacht wird, die Bildung unserer Kinder in die Hände von etwas legen, das nicht menschlich ist? Soll das geschehen? Vielleicht sollte Europa abwarten. Vielleicht sollte hier nicht genau das passieren, was in Amerika geschehen ist, vielleicht sollten Tablets hier niemals Einzug in die Klassenzimmer halten.

Drittens: Faktentreue. Die digitale Welt funktioniert, indem sie immer weniger Fakten immer dünner spinnt und zu immer umfassenderen Fantasien verwebt. Die beste Reaktion darauf ist

die Schaffung von mehr Fakten. Fakten kommen nicht von irgendwoher, sondern werden von Journalisten geschaffen, die die Helden unserer Zeit sind. Eine Europäische Union, der an der Zukunft gelegen ist, wird eine sein, die die Ausbildung von Journalisten fördert.

Die vierte Möglichkeit ist Souveränität. Die große Frage lautet stets: Woher kommen die Populisten? Die Antwort auf diese Frage wird einfacher, wenn man

„Die Europäerinnen und Europäer haben Feinde, weil sie eine Zukunft haben.“

Menschen dahinterstecken. Aber ist es nicht seltsam oder interessant, dass all diese neuen populistischen Parteien auf so effiziente Weise digitale Technologien einsetzen? Und ist es nicht interessant, dass es genau diese Parteien sind, die die Europäische Union mithilfe dieser Technologien angreifen? Und ist es nicht interessant, dass es stets Überschneidungen gibt zwischen diesen Populisten, der Leugnung der globalen Erwärmung und bestimmten fragwürdigen Einstellungen gegenüber dem Staat? Ist es nicht interessant, wie all das zusammenhängt?

Ist es nicht interessant, dass Sie Feinde haben? Und ist es nicht interessant, dass Ihre Feinde immer die Verteidiger eines völlig untragbaren

erkennt, dass Populisten in Wirklichkeit Digitalisten sind. Der Populismus nimmt an, dass da irgendwo

Status quo sind? Ist es nicht interessant, dass Ihre Feinde die Imperialisten einer bereits jetzt erschöpften Erde sind? Ist es nicht interessant, dass Sie Feinde haben? Warum haben Sie Feinde? Sie haben Feinde, weil Sie eine Zukunft haben. Und haben Sie bemerkt, dass Ihre Feinde Ihre Zukunft rauben? Haben Sie bemerkt, wie die Zukunft kaum noch ein Thema ist in der Politik? Das ist kein Zufall. Und haben Sie bemerkt, dass Ihre Feinde – die russischen, amerikanischen, chinesischen, die, deren Auftraggeber wir noch nicht kennen –, dass sie immer am schwächsten Punkt angreifen, nämlich dem Mythos? Sie greifen immer am schwächsten Punkt an, nämlich der Vorstellung, dass es Nationalstaaten gibt und man zu diesen zurückkehren sollte. Sie zielen stets auf diesen Punkt ab. Sie erkennen Ihre Schwäche, auch wenn Sie selbst diese nicht sehen können. Darauf zielen sie jedes Mal ab. Und damit möchte ich nun schließen. Sie Europäer sind verantwortlich dafür, wohin Sie das Erinnern führt. Erinnern kann sich in beruhigenden Mythen verlieren, in welchen man klein und unschuldig ist und nur sehr wenig Verantwortung für die Vergangenheit oder die Zukunft trägt. Erinnern kann aber auch bedeuten, in der Geschichte zurückzugehen, in der man ein halbes Jahrtausend lang die Welt beherrscht hat, in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts etwas Neues geschaffen hat und heute eine besondere Verantwortung für die weitere Entwicklung im 21. Jahrhundert trägt. Mit Blick auf die drei entscheidenden Fragen, die der ökolo-

gischen Panik, der Zerstörung des Staats und der Entmenschlichung, verfügt die Europäische Union zum gegenwärtigen Zeitpunkt über mehr Macht als jede andere Institution. Sie können also dem Mythos nachhängen, oder Sie können sich für die Geschichte entscheiden, die in eine zwar ungewisse, aber reale Zukunft führt. Der Mythos wird Bequemlichkeit schaffen, er wird zu einer Fragmentierung und Scham führen. Die Geschichte wird Schmerzen bringen, aber auch Macht.

Wir stehen an einem Ort, der heute „Judenplatz“ heißt. Vor Hunderten von Jahren nannten die Juden selbst ihn „Schulhof“. Und tatsächlich ist hier eine Schule, genau zu meiner Rechten und zu Ihrer Linken. An dieser Schule gibt es Kinder, die verwandt sind mit den Menschen, die an den auf diesem Mahnmal genannten Orten ermordet worden sind. Und an dieser Schule gibt es Kinder, die aus den Orten kommen, die auf diesem Mahnmal genannt werden. Schuman sprach von einem lebendigen Europa: „*Une Europe organisée et vivante.*“ Er sprach von einem lebendigen Europa. Er sprach von einem Europa der Schaffenskraft, „*une Europe créateur*“. Meine Hoffnung und meine Bitte ist es, dass wir die letzten 70 Jahre nur so erinnern, dass sie im Fluss der Zeit nahtlos mit den kommenden 70 Jahren verbunden sind. Diese Art des Erinnerns führt uns zu Schulen, zu Kindern, zu den kommenden Generationen. Schuman sprach von einem Europa, das Frieden nicht



nur für sich selbst, sondern auch für den Rest der Welt schafft. Und einem Nichteuropäer, der gebeten wird, zu Europäern zu sprechen, erscheint dies als besonders bedeutsam. Sie sind mehr als Ihre Mythen. Für uns außerhalb von Europa sind Sie auch ein Quell der Hoffnung für die Zukunft.

Vielen Dank, dass Sie heute gemeinsam mit mir am Judenplatz 1010 stehen.

Applaus

Ich kann nur reden, Sie müssen es schaffen.

Applaus



A Speech to Europe 2019

Thursday, 9 May, 7 p.m. | Timothy Snyder | Judenplatz 1010

Boris Marte, ERSTE Stiftung

Simon Wiesenthal, who initiated the Holocaust Memorial on the Judenplatz, wrote on the occasion of the opening of the Judenplatz as we know it today: 'May this become a place where Viennese, Austrians, people from all over the world, of various confessions and from all walks of life realise their part in living together peacefully, accept this responsibility and live up to it.' Simon Wiesenthal, this is what we are doing today.

Ladies and Gentlemen, on behalf of the Wiener Festwochen, the Institute for Human Sciences and the Erste Foundation, I warmly welcome you at the Judenplatz on the occasion of the first edition of a Speech to Europe.

Today's speaker is Timothy Snyder, Professor at Yale University and Visiting Fellow at the Institute for Human Sciences in Vienna. The title of his speech is: 'Judenplatz 1010'. We, the hosts of this public lecture, would like to express our happiness that so many of you have followed our invitation, and now please welcome Timothy Snyder.



Timothy Snyder

My name is Timothy Snyder, I'm an American historian, and I have been asked to deliver a message to Europe. This is the message. You are more than your myths. For those of us on the outside, you are also a source of hope; perhaps the only source of hope for the future. You are more than your myths. We stand here together today on the Judenplatz on the 9th of May 2019. The 9th of May this year is Independence Day in Israel until the sun sets, this is Independence Day in Israel. The 9th of May in Moscow or Kiev or Minsk is the day of victory. Today, in those European cities and others was celebrated, commemorated and remembered the victory over Nazi Germany and its many European allies in the Second World War.

We are gathered here, especially on this day, the 9th of May, to remember the speech of Robert Schuman, the declaration of Robert Schuman, on this day in 1950. When Schuman declared that Europa was not just for Europeans, that Europe was about a peace that could be for the whole world.

'The idea that Europe is a group of nation states that shows integration is a fatal, fatal myth.'

us into the future? How do we remember the Holocaust, the Second World War, and the beginning of the European project together as one history?

How can we consider the making of the European project 70 years ago while asking if it is going to be remade

now or is it going to be unmade now? For me as a historian, the answer to that question depends very much on whether you, Europeans, choose myths or whether you, Europeans, choose history. There are two ways to remember. There is one way to remember which leads you back to yourself, to a story about how you were always right, to a story about how you, or people like you were always innocent. That is myth. That is national myth. It prevails almost everywhere and it may well prevail here.

There is another way of remembering, which is history. History allows you to take what you remember and add it to what others remember, add it to other sources and other perspectives, constantly and critically so that you see for what you are responsible. When Schuman issued his declaration in May 1950, France was in the middle of a colonial war in which 75,000 French soldiers would die. Of those 75,000 French soldiers, the vast majority were not actually French at all by country of origin. France was in the middle of the first of two colonial wars: it would fight after the Second World War continuously for 16 years in colonial wars in Southeast Asia and then in North Africa.

In France in the 1950s and 1960s, the word 'l'intégration' did not necessarily mean European integration. L'intégration could mean the responsibility of the French army to integrate Arabs into the French state. After 1961, 'l'intégration' meant the possibility that the French would be integrated into the new Algerian state. Why do I say this? Because the myth that you all have, the myth that you all share, the myth of the European Union's friends and its enemies alike is the

myth of a nation state. The Robert Schuman who made the declaration in 1950 was the foreign minister of an empire. France, whether republic or empire by name, had always been an empire throughout the entirety of its history.

You are more than your myths. But in order to be more than your myths, in order to be the hope that the rest of us outside need, one has to come to terms with the history. The idea that Europe is a group of nation states that shows integration, is a fatal, fatal myth.

One could disagree and should disagree about the future of Europe. But if the discussion about the future of Europe is held on the basis of myths about things that never took place, the discussion cannot be a fruitful one. History is about clearing the way and in the next few minutes, I'd like to try to clear the way, or clear away some of the myths so that time can flow sensibly from the past to the present and into the future that we need. So, think with me just for a moment about the countries that founded the European Union, or founded the European project. Germany, West Germany had just been defeated in the most decisive and most catastrophic war of colonialism perhaps ever, certainly in Europe. The war that we remember as the Second World War. Italy likewise had just lost a colonial war in Africa and in the Balkans. The Netherlands lost a colonial war that they fought from 1945 to 1949. Belgium lost the Congo in 1960. France, having been defeated both in Indochina and Algeria, makes a decisive turn to Europe in the early 1960s. It was Charles de Gaulle who understood that not only the Republic but the entire French state was endan-

gered by the empire. He makes the decisive turn to Europe in 1962. None of the European powers that founded the European project were nation states at the time. None of them had ever been nation states.

The same is true for the countries who joined the European Union, the first joiners. The British back in the 1960s understood perfectly well that Europe was the substitute for Empire, for both trade and power. So much of being a historian is telling people things that they once knew. In the 1960s the entire British civil service, almost all the British parliament and almost all the British elite understood that Europe was the substitute for empire. When the Portuguese Empire comes to an end or the Spanish Empire comes to an end in the 1970s, the process is simultaneous. The leaders of changes in Portugal and Spain correctly unite the end of empire, the beginning of democracy and integration with the European Union. These things take place at the same time. The European Union is the creation of failed or failing European empires.

After 1989, after the end of the Soviet outer empire, after the end of the Soviet Union, the European Union enlarges still. It enlarges to countries that had been part of that empire. And remarkably, it does something even more profound. Because if we think of the countries that joined the European Union in the 1990s and 2000s: this country, Austria, Czechoslovakia, Poland, the Baltic

'The EU is an assembly of states that used to be at the centre of empires, and states that used to be at the periphery of empires.'

States, these were countries that were created in 1918 after the First World War. All of them then ceased to exist. The history of nation states in Europe tends to be nasty, brutish and short.

When the European Union enlarges in the 1990s and 2000s, what it is doing, is providing a home for the states that were created after the First World War. The

'The last attempt to create an empire. This is what the Second World War in Europe was.'

do with empire. It is unusual on Europe Day to mention Algeria, to mention Angola, to mention the Congo, India, Indochina, Indonesia, Malaysia, Morocco, Mozambique. It's unusual but it has to be done, because that is where Europe was in these last 70 years. It has been in retreating from these places that Europeans have created the Europe that we understand.

This is important because your myth of Europe, your idea that 'you as nation states came together to create Europe' as opposed to 'you as failing empires came together to create Europe' turns your head away, not just from responsibility for empire, but from the scale of your own achievement.

The European story is nice. It's a nice story that there were nice innocent, small European nation states who in their nice little way realised that economic interests

united them. It's a nice little story but it's not history. The history of the 20th century is that of European powers, which for the previous 500 years had dominated the world, found themselves forced to pull back to Europe, and there in Europe created something new. Schuman gave his address in 1950, in 1951 in *The Origins of Totalitarianism*, Hannah Arendt spoke of the essence of human freedom being the creation of new things. The European Union is such a new thing..

Now, what I have said about memory in myth and history applies even more strongly to the history of the Holocaust as we remember it or as we choose not to remember it. We are standing before a memorial to the Holocaust, specifically a memorial to the 65,000 citizens of Austria who were murdered as Jews: children, women and men, after Austria was destroyed in 1938. In some sense, the monument is familiar. Here we are in Vienna, we can imagine others who lived in Vienna. Here we are in Austria, we think we can perhaps imagine what a German takeover in Austria was like. But if we look carefully at the monument, if we walk around after this lecture and look at the names that are printed at the foot of the monument, the names where the Jews of Austria were actually killed, suddenly things become less familiar. Most of these cities, most of these places are not known to most Austrians for the very good reason that Austrian Jews were not killed in Austria, they were killed very far away. Directly behind me on the far side of the monument is the name Maly Trostenets, which is in Belarus. More Austrian Jews, more Jews from this city were killed in that Belarusian locality than anywhere else. Why is that? Why were Austrian Jews killed so far

away from home? They were killed so far away from home because of *empire*, because of the last European attempt to create an *empire*. This is what the Second World War in Europe was.

If we are going to remember today, the Holocaust, the Second World War, and the attempt of recovery, what we have to do is remember the Holocaust and the war as they truly were. We must also not allow ourselves to remember the Holocaust as it fragments into small pieces into our national memories. The national memories are not good enough. The Holocaust was an event on a scale which defies national memory, it was an event in history and it had three basic causes which are essential for both the history but also the future possibility of the European Union. One of these is ecological panic. Ecological panic. Hitler's argument for why Germany had to become an empire was that time was short, land was limited and that the Germans had to seize what they needed before others could. Hitler said specifically that science and technology will not rescue us, we must take from others. Ecological panic. The second overall source or cause of the Holocaust is dehumanization. The idea that since we must take from others, others are only valuable in so far as they can serve us. The idea that people can quite literally be quantified. After the Jews, the largest victim group in the Second World War of non-combatants were Soviet prisoners of war. Three million of whom were literally killed because it was believed that it cost more to feed them than their labor might be worth.

The third fundamental cause of this very special, atrocious *empire*, the German Empire, the Empire of Germany and its allies, Austria and others, is state de-

struction. By destroying Austria, by destroying Czechoslovakia, by destroying Poland, the Baltic states, by trying to destroy the Soviet Union, the Germans and their allies created a zone in Europe where there were no states, and no laws, and where things were possible which would not have been possible otherwise. This is what empires do. They don't recognize others as citizens, they do not recognize other states, they create zones where horror is possible.

Now, the Jews are at the center of all of this. The Jews are blamed by Hitler for believing that science might provide us all with answers for the ecological crisis. The Jews are blamed by Hitler for claiming that humans should recognize other humans according to a principle of solidarity. Christian mercy, socialism, the rule of law, for Hitler it was all the same. Jews were to blame if humans recognized humans as other humans, as opposed to members of a race. And of course, in this country and everywhere else, when the state was destroyed it was the Jews who suffered most and it was the Jews who suffered first.

'Empires don't recognize other states, they create zones where horror is possible.'

When I say you are more than your myth, you'll have gathered this, I mean that you are more terrible than your myth. I mean that you are more powerful than your myth. I mean that the myth that you have diverts you not only from seeing the scale of European responsibility for the past but it also diverts you from the scale of European responsibility for the future. It is very

easy to say, though it is important to say, that Europeans have not fully understood the scale of the Holocaust and associated crimes. It is very easy to say, and others, like Frantz Fanon, Aimé Césaire or Hannah Arendt, have said it before me, that the Holocaust is part of a larger history of European empire. It's important to say that.

What's harder to see is that this is not just about ethics, it's also about power. Europeans have disempowered themselves, you have disempowered yourselves by getting your past wrong.

'Outside [of the EU], the fundamental motives of empire and of especially atrocious empire are still present.'

far away from us, but you still have a chance to do better. The reason why getting the past right is so important is not just ethical, it is also a matter of power. Your little implausible national myths allow you not to see that you once ruled the world. And your little implausible national myths allow you not to see that the European Union is the one successful answer to the most important question in the history of the modern world, indeed the one central question, which is: what to do after empire. What to do with empire? There are two bad answers or two answers with limitations – make nation states or have some more empire. The European Union is the only new fruitful, productive answer to that question. And that is why my message is that you are more than

your myths, you are also a source of hope to us, to us who are on the outside. Because if you are on the outside, and of course I speak from a relatively privileged position as an American, if you are on the outside, there is one thing that is clear about the world that is not clear here on the inside. Which is that it is still an imperial world.

You have created a huge zone of exception in a very positive sense. You have created the largest economy in the history of the world, you have created a series of contiguous functioning welfare states and democracies. There is nothing like this anywhere else in the world. Outside of here, there is still empire. And outside of here, the three motives that I mentioned, the fundamental motives of empire and of the especially atrocious empire that was the Holocaust are still present.

Please consider them with me: ecological panic, dehumanization, and state destruction. Ecological panic is all around us. We are facing a situation of very real and pressing ecological distress, most obviously in the form of global warming. And we are also facing political parties and leaders who tell us that the science of this is not true or doubtful or that we should wait. And strikingly, strikingly, the very same people who tell us that global warming is not a problem, or that we can wait, or that the science is not true, are the same people who tell us that the refugees are our enemies, and that migrants are our enemies, and that some races are different than others.

I would not dream of telling you as Europeans who to vote for in the coming European elections. But I will say

this as an American: do not vote for the party that denies global warming, because the party that denies global warming is telling you three things about itself. It is telling you that it will lie about everything, it is telling you that it does not care about the fate of your children and grandchildren and it is telling you that it is the creature of hydrocarbon oligarchs. And if you are in Europe, they are not even your hydrocarbon oligarchs. And of course, the deeper irony is that the same parties who tell you Europeans that global warming is not a problem are the ones that tell you that migrants are a problem. If you don't do anything about global warming, there will be uncontrolled migration because global warming affects the global South much more than the global North. That's ecological panic. And the European Union is one of the few entities in the world that is doing something about it.

State destruction today. Some of the states that have fallen apart, have fallen apart because of ecological problems, at least in part. The things that look like uncontrolled flows of refugees or migrants from Europe have to do with the weakness of states in places like Rwanda, or the Sudan, or more recently in Syria. States are also destroyed because great powers decide, mindlessly or otherwise, to destroy them, as with the American invasion of Iraq, or as with the Russian invasion of Ukraine. What is not visible inside the European Union but is so clear from the outside is that the European Union strengthens the European state. This entire debate that you have inside the European Union about sovereignty makes no sense. There have never been so many European states lined up next to each other, ever. The reason why they are so

strong internally and externally is the European Union. The European Union makes the states stronger internally by making the welfare state more easy here than elsewhere. And again, as an American this is something I would like to report, one does notice the difference. The European Union also protects the state externally because the European Union is the most powerful buffer against the forces of globalization that exists in the world. If you want to feel the difference, leave the European Union. That is a rhetorical statement. Do not leave the European Union!

Where I want to close and where I want to leave you, is with the third motive. Ecological collapse, state destruction, and the third motive is dehumanization. And here I need you to think with me a bit. We named this lecture, we named this event *Judenplatz 1010* for a reason. For three reasons. We want you to think with these numbers, 1010, about the Holocaust itself. To my left is the name: Treblinka. Jews were sent from the Warsaw Ghetto to Treblinka because they were judged to be less productive workers. It was judged that the calories they consumed were worth more than the

work they produced. This is an artefact of the industrial world, judging us just as labor, judging us just as objects who carry out physical work. The human rights tradition has an answer to that, it says:

at Treblinka, 780,863 human beings, individual human beings were murdered. And that we must recall each of

'The European Union, unlike any other entity in the world, has made positive progress towards digital human rights.'

them not as quantity but as quality. That we can start from the end, those three people at the end, a family of three, three friends. And imagine the victims not as part of a large group, a faceless group, but as individual human beings. That the difference between 1 and 0 is not a quantity, the difference between 1 and 0 is a difference of quality. That each victim, like each of us is an irreducibly different human being.

But now we find ourselves in a different place where human rights are challenged in a different way. We find ourselves in conditions of hard to perceive but nevertheless very real digital empire, where there are powers we don't see, using techniques that we don't quite understand, following laws that are not human laws, laws which are not made by states. We can see this faintly from the examples, from the way that China evaluates

'There is a connection between education and humanity. Should we really entrust the education of our children to things that are not human?'

this. Franz Fernand criticizing imperialism in Algeria makes the point that we are not about *how* but about *why*. He is also making a point for us in the 21st century. What the digital world does is it reduces us to our most predictable and simplest responses, it turns us into

its citizens according to a point system, from the way that Silicon Valley makes available to people around the world tools of manipulation, from the way that the Russian Federation intervenes in people's elections. You in Europe have the tools, the intellectual tools to handle

caricatures of ourselves, turns us into instruments of faraway commercial and political entities that we can't even see. It turns us into *how* creatures instead of *why* creatures. Or consider the Polish philosopher Leszek Kołakowski, who said: remember, humanity itself is a human category. If the decisions are not being made by humans, we can't expect that the category of humanity will be with us. Or consider the Russian philosopher Mikhail Bakhtin, who said that when you believe a lie you are turned into an object. But what if the lie that you believe in is told to you by an object? Can we expect the object to feel morally responsible? You have the tools, you need the time. Simone Weil said: What we need is warm silence, and what we get is icy tumult. You can have the warm silence if you choose, the European Union, unlike any other entity in the world, has made positive progress towards digital human rights. What I'd like to point out is that only the European Union can do it, for this reason: if you happen to live in a country, even a big, important country like the United States, where an important decision, let's say a referendum or presidential election is decided by, or visibly influenced by a digital campaign, the people who win are never going to investigate. This is already the world that we are living in, where political systems that you know and respect, like the British or the American, cannot investigate themselves, because it has already happened to them. Only the European Union can do it, because it's not a national political system. What can it do? Four things. There are at least four ways that the European Union can protect – I'll call it: – humanity. Because there is only really one us and them: humanity is the us.

The first is anti-monopoly. The American companies are too big and the American state hasn't been able to handle it.

The second is education. The German philosopher Edith Stein, – who taught philosophy in Germany for just as long as she could until that became impossible –, the German philosopher Edith Stein, who was killed at Auschwitz, which is here to my right, said that there is an objective connection between education and humanity. Should we really, in Germany, or Austria, or Poland, or elsewhere where this is being contemplated, should we really entrust the education of our children to things that are not human? Should that happen? Perhaps we should wait in Europe. Perhaps we shouldn't do exactly what the Americans do, perhaps we should just not put the tablets in the classroom, at all, ever.

Third, factuality. The way the digital world works is that it spins ever fewer facts ever thinner into ever broader phantasies. The best way to react to this is to produce more facts. Facts don't come out of the air, out of the ground, they are created by journalists, who are the heroes of our time. A European Union who cares about the future will be a European Union which makes it easier to become a journalist.

The fourth is sovereignty. The big question is always: where do the populists come from? It's easier to answer that question if you realize that populists are in fact the digitalists. Populism assumes that there are people somewhere behind it. But isn't it strange or interesting that all of these new populist parties are the same ones

who have been so effective in using digital techniques? And isn't it interesting that they are the same ones that attack the European Union using digital techniques? And isn't it interesting that there is always an overlap between these populists and the denial of global warming, and some questionable attitudes about the state? Isn't it interesting how this all hangs together?

Isn't it interesting that you have enemies? And isn't it interesting that your enemies are always the defenders of a completely untenable status quo? Isn't it interesting that your enemies are the imperialists of an already exhausted Earth? Isn't it interesting that you have enemies? Why do you have enemies? You have enemies because you have a future. And have you noticed that what your enemies do is take your future away? Have you noticed how the future has almost disappeared from the horizon of politics? This is not an accident. And have you noticed that your enemies – all of them, the Russian ones, the American ones, the Chinese ones, the ones whose sponsorship we don't yet know – have you noticed that they always attack you at your weakest point, which is your myth? They always attack you at your weakest point which is your idea that you have nation states and go back to them. That is always what they go for. They see your weakness even if you don't see it yourself. That is where they always go. And so, this is where I'm going to conclude. You are responsible, you Europeans, of where memory goes. Memory can go into reassuring a myth in which you are small, in

'Why do you have enemies? You have enemies because you have a future.'

which you are innocent and in which you have very little responsibility for the past or for the future. Or memory can go into history in which you ran the world for half a millennium, created something new in the second half of the 20th century and now bear particular responsibility for how things turn out in the 21st. In the three critical questions, of ecological panic, state destruction, and dehumanization, the European Union has more power than any other entity at this particular moment in time. So, you can follow the myth if you like, or you can follow the history which leads into a future which is not certain but is at least real. The myth will lead you into comfort, and fragmentation, and humiliation. The history will lead to pain, but it will also lead to power.

We are standing on what is today called the Judenplatz. Hundreds of years ago the Jews themselves called it the Schulhof. And indeed, there is a school here, just to my right and just to your left. In that school, there are children who are related to the people who were killed in the places that are named on this monument. And in that school, there are children who come from the places that are named in this monument. Schuman spoke of a living

Europe: 'Une Europe organisée et vivante.' He spoke of a living Europe. He spoke of a Europe that would create, 'une Europe créateur.' What I hope and what I ask is that when we think of these last 70 years, we only think of them as flowing into the next 70 years. That if we remember this, we must remember this in a way which leads to that, in a way which leads to schools and children and the generations to come. Schuman spoke of Europe providing peace not for itself but for the rest of the world. And for a non-European, such as myself, to be asked to speak to Europeans, this seems to be especially significant. You are more than your myths. For those of us on the outside, you are also a source of hope about the future.

Thank you for joining me on Judenplatz 1010.

Applause

'Ich kann nur reden, Sie müssen es schaffen.'

Applause



IMPRINT

The Tipping Point Talks present ERSTE Foundation's contribution to the 200th anniversary of the savings bank idea in Austria, curated and realised by Verena Ringler.

Project lead: Verena Ringler, Marianne Schlögl

Editorial: Verena Ringler

Strategic media advice: Thomas Goiser

Graphic design: Katrin Pfleger

Photo credits: C2 © Marcel Billaudet; Photo p. 2 © Marcel Billaudet; Alexander Van der Bellen p. 4 © Jork Weismann; Boris Marte p. 6 © Peter Mayr, Francis Fukuyama p. 10, 17, 18, 27 © Marcel Billaudet; p. 15, 20, 24 © Marcel Billaudet; Wolf Lotter p. 29, 36, 86 © Sarah E. Paulus; p. 40 © Bernhard J. Holzner/APA-PictureDesk; Photo. p. 45 © Wolfgang Kumm/dpa/picturedesk; p. 48, 50/51, 52/53, 54/55, 56/57, 58/59, 60/61, 62/63, 64/65, 66/67, 68/69 © Marcel Billaudet; p. 70, 71, 101 © ERSTE Stiftung – Katharina Fröschl-Roßboth; Verena Ringler p. 73 © Peter Mayr; p. 75 © Marcel Billaudet; p. 81, 88, 92 © ERSTE Stiftung/APA-Fotoservice/Tanzer; Boris Marte p. 84 © Wiener Festwochen – Franziska Kreis; p. 102 © Boris Marte; C3 © ERSTE Stiftung/APA-Fotoservice/Tanzer

We would like to thank the Think Camp documentarists Laura Anninger, Marija Barisic, Büsra Demirkalp, Laura Fischer, Andreas Grassl, Lisa Kreutzer, Katharina Kropshofer, Clara Porak, Johannes Pucher, Benjamin Tendler, Dimitri Trauttmansdorff.

Additionally we thank Marcel Billaudet, Ursula Dechant, Miroslava Holečková, Martin Hötzeneder, Julia Juen, Emilie Kleinszig, Ingrid Kurz, Maribel Königer, Rolf Mistelbacher, Theresa Musiol, Manuel Oberlader, Barbora Orlíková, Gerald Radinger, Ivo Reinprecht, Kathrin Rhomberg, Simona Rhomberg, Susanne Schaller, Ludwig Schedl, Laura Scheifinger, Claudia Spitz, Nicole Traxler, Victoria Pirker and Elias Wyschata.

Print: Wograndl Druck GmbH

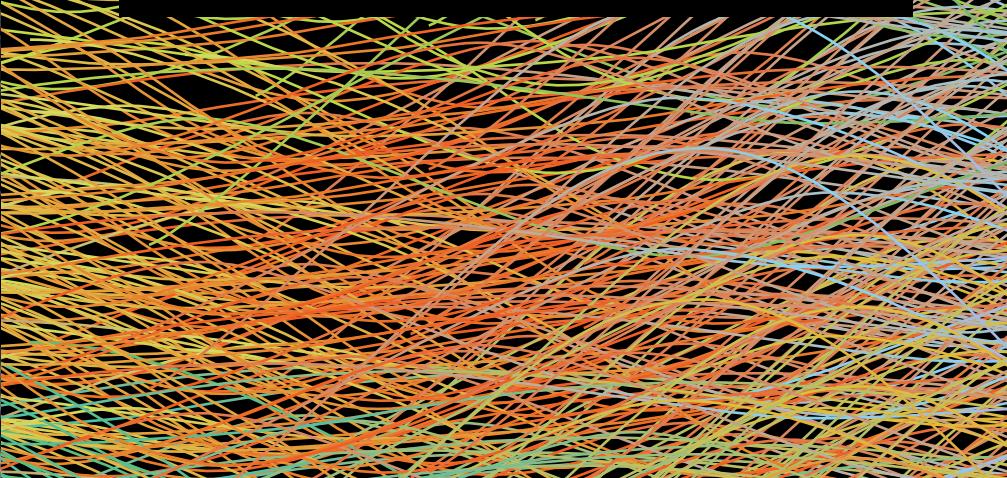
Translation: Communicate for you, Nicolas Hartstone, Frank Lachmann

Proofreading: Communicate for you

Published by: ERSTE Stiftung, Am Belvedere 1, 1100 Vienna, Austria
office@erstestiftung.org | www.erstestiftung.org

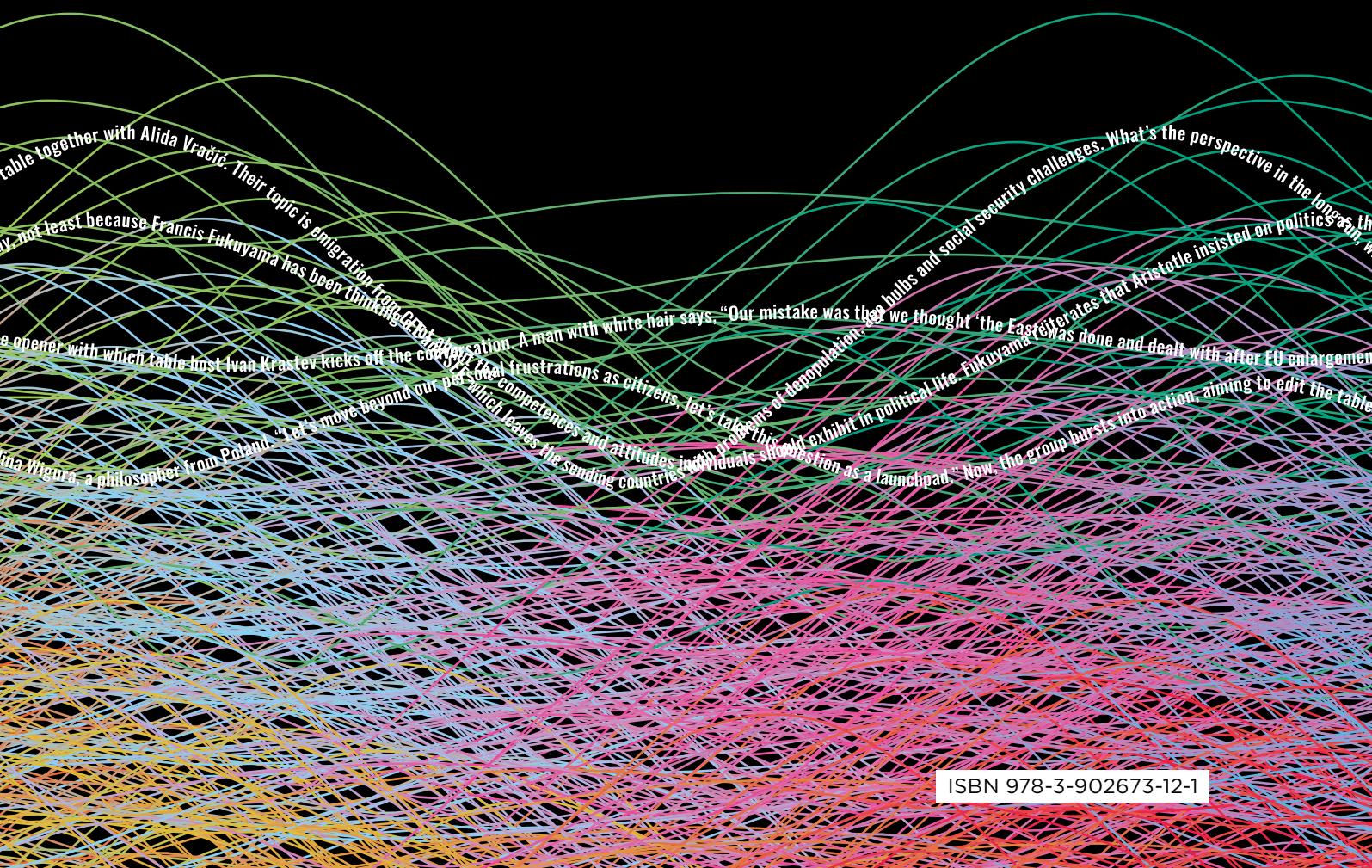
© 2019 the authors, photographers, ERSTE Foundation

All rights reserved, including the right of reproduction in whole or in part in any form.





ERSTE
Stiftung



ISBN 978-3-902673-12-1